Fragen der Freiheit



Juli-September 1996 Heft 240

Organismus und Entelechie

"Nur wer das jetzige Leben begriffe, sollte vom Tode und einem zukünftigen reden. Alles Überfliegen unseres jetzigen Zustandes, jedes Wissen, das nicht reine Entwicklung aus dem Gegenwärtigen, Wirklichen ist und etwas vorwegnehmen will, wozu ihn nicht der natürliche Gang des Geistes geleitet, ist verwerflich und führt zu Schwärmerei und Irrtum.

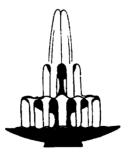
Schelling

FRAGEN DER FREIHEIT

- Beiträge zur freiheitlichen Ordnung von Kultur, Staat und Wirtschaft -

Folge 240

Juli-September 1996



seit 1957

Herausgegeben vom Seminar für freiheitliche Ordnung e.V. Badstraße 35, D-73087 Bad Boll, Telefon (07164) 3573

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Gerhardus Lang Das Wesen des Organismus	3–18
Lothar Vogel Goethes Anschauung über das Wesen von Krankheit und Gesundheit	19–32
Fritz Andres Gedanken zur dosierten Inflation und zum Ausgleich ihrer Folgen auf dem Kapitalmarkt	33–55
Expertenkommission Wohnungspolitik Das Liquiditätsproblem bei Inflation	56–59
Zeitgeschehen	
Frankfurter Allgemeine Zeitung Amerika kündigt Index-Anleihen an	60–61
Tagungsanzeige	52–63
In memoriam Walter Dielhenn †	64
Die Mitwirkenden dieses Heftes	61

Das Wesen des Organismus*)

Gerhardus Lang

Zum Begriff des Organismus

Der Begriff Organismus leitet sich aus dem griechischen Wort *Organon* = Werkzeug ab. Im weiteren wird er benutzt, um lebendige Gebilde von »unlebendigen« zu unterscheiden. So gibt es beispielsweise eine organische Chemie und eine anorganische Chemie. Wir finden den Begriff auch in unserem Wort Organ wieder, welches in wechselnder Bedeutung in Gebrauch ist:

- 1. Organ, wie Niere, Herz usw. innerhalb eines lebendigen Organismus.
- 2. Als Begriff für eine Möglichkeit der Publizistik, z.B. ein Presseorgan oder das Organ eines Verbandes, z.B. *Fragen der Freiheit* als Organ des *Seminars für freiheitliche Ordnung*.
- 3. Im Rechtsleben als ein relativ selbständiges Glied wie z. B. die Staatsorgane: der Bundestag, das Bundesverfassungsgericht oder die Bundesbank sind solche Organe innerhalb eines Staates, wodurch dann wieder der Staat als diesen Organen übergeordnetes Gebilde angesehen werden kann, so daß man z.B. von einem staatlichen Organismus sprechen kann, ein Begriff, der als sozialer Organismus im letzten Jahrhundert von verschiedenen Autoren verwandt wurde und durch den erweiterten Begriff der Dreigliederung des sozialen Organismus von Rudolf Steiner intensiviert wurde.

Zur Methode der Erkenntnis des Organischen

Um sich einen Begriff des Organismus zu bilden, ist es gut, sich einer Methode zu bedienen, die heute weitgehend verlassen ist – nämlich der genetischen Methode (von Genesis = Schöpfung, genero = ich bringe hervor, erschaffe; auch: abstammen oder erfinden).

Es gibt zwei Betrachtungsweisen des lebendigen Organismus: die analytisch-inquisitorische und die synthetisch-contemplative Weise (wie Carus sie charakterisiert hat). Beide Betrachtungsweisen haben ihre Berechtigung und ergänzen sich. In der ersteren wird insbesondere das Gewordene in Beobachtung genommen, im wesentlichen also das, welches materiell geworden ist und eine bestimmte Form angenommen hat. Die andere Weise ver-

^{*)} Vortrag, gehalten auf der Tagung »Die Verwirklichung des Menschen im sozialen Organismus« des Seminars für freiheitliche Ordnung am 27. April 1996 in Bad Boll

sucht mehr einen Überblick über die Teile zu erhalten, indem auch bei Mangel der genauen Kenntnisse im einzelnen doch das Wesentliche einer organischen Erscheinung zur Kenntnis gelangt. So wie Goethe es als »das geistige Band« bezeichnet, ohne welches uns »die Teile in der Hand« bleiben und das Wesen nicht erkennbar ist.

Um nun der Fülle der Erscheinungen im Organischen Herr zu werden – sei es der durch die analytische Methode, sei es der durch die synthetische Methode gewonnenen – gibt es nur eine Möglichkeit, uns vor der völligen Verwirrung im Ganzen der Natur zu bewahren: Wir müssen immer vom Einfachen zur Mannigfaltigkeit der Phänomene fortschreiten. Wir gehen damit den Weg der Natur, die bei ihren Bildungen auch immer den Weg vom Einfachen zum Mannigfaltigen beschreitet, sie zeigt diesen Weg in der Ent-Wicklung, im Auseinanderlegen der Bildungen, und sie betätigt sich nie zusammensetzend, wie wir es tun, wenn wir z. B. eine Maschine bauen.

Ein Organismus ist auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung ein unendlich kompliziertes Gebilde, das uns eher verwirrt als aufklärt in der unendlichen Vielzahl gegenseitiger Abhängigkeiten, Beeinflussungen und Möglichkeiten. Dieses gilt auch vom sozialen Organismus, dessen Erkenntnis deshalb so schwierig ist, weil heute überwiegend die analytisch-inquisitorische Methode angewandt wird, um seine Gesetzmäßigkeiten zu erforschen. Man hat unendlich viele Daten, Statistiken, Fakten, vieles in Zahlen ausgedrückt, vieles durch Formeln verallgemeinert. Und trotzdem fehlen an entscheidenden Stellen die rechten Einsichten, die zur Lösung der anstehenden Probleme die Voraussetzung sind.

Bemühen wir uns also, nach der genetischen Methode das Wesen eines Organismus zu verstehen.

Genauere Betrachtung des Organismus

Man sagt, der Organismus sei etwas Selbständiges, das sein Eigensein gegenüber den Einflüssen der Umwelt aufrecht erhalten kann. Aber jeder weiß auch, daß auf der anderen Seite jeder Organismus ohne seine Umwelt nicht existieren könnte. Kein Wesen – ob nun ein sogenanntes anorganisches oder organisches – ist als isoliert für sich allein existierend zu sehen.

Ein Stein, den ich in die Hand nehme, fällt wieder zur Erde zurück, wenn ich ihn loslasse. Er hängt schon durch die Schwerkraft mit der Erde zusammen. Er entstammt der Erde, und diese wiederum entstammt dem Kosmos, jenem

unendlichen höchsten Organismus, dessen ewige Sphären dem menschlichen Bewußtsein kaum faßbar sind, in dem sich Leben, Licht und Kräfte in unfaßbaren Dimensionen ausleben.

Aus diesem Kosmos sondert sich nun der einzelne Organismus ab und beginnt sein Dasein in einer Form, die uns an ein Phänomen erinnert, das alltäglich ist: Am klaren Himmel zeigen sich aus dem scheinbaren Nichts entstehende Wolken, die sich zusammenziehen, den Himmel bedecken, dunkler werden und sich infolge Abkühlung zu Wassertropfen verdichten, die nun – jeder einzeln sich bildend – der Erdschwere verfallen und zur Erde niederstürzen, um dort das feuchte Element zu bilden: Rinnsale, Bäche, Flüsse, Ströme und das graue Salzmeer. In diesem feuchten Element sondert und entwickelt sich der Anfang jedes lebendigen Organismus, immer einem lebendigen Organismus entstammend, in Form der sich sondernden Eizelle, die – nach der Befruchtung beginnend – sich durch immer wieder Neusetzen dieser Urzelle vermehrt und unter Aufnahme der dazu notwendigen Elemente aus der Umwelt an Größe gewinnt.

Wir kennen diese Entwicklung von der Entstehung des Regentropfens aus der Wolke, von der Bildung des Gesteines aus der sich kristallisierenden Minerallösung, und wir kennen sie von der Entwicklung des Keimes aus dem Samen der Pflanze und von der Embryonalentwicklung der Tiere.

Der Einfachheit halber verweilen wir bei der letzteren und machen uns an ihrem Beispiel die Entwicklung des lebendigen Organismus klar:

Wir wissen alle, daß sich nach der Befruchtung die Eizelle zu teilen beginnt. Dabei müssen wir beachten, daß die Eizelle nicht ein Gebilde ist wie ein Hühnerei mit fester Schale usw., sondern sie ist ein fast vollständig flüssiges Gebilde, das so klein ist, daß wir es mit bloßem Auge nicht sehen können. Auch wenn wir es von der Größe her sehen könnten, wäre es kaum sichtbar, da es durchsichtig und flüssig ist wie ein Wassertropfen, der ja auch für sich existiert, ohne eine Wandung zu haben. Die winzige, befruchtete Eizelle ist durchaus abgegrenzt gegen ihre Umgebung, aber unterscheidet sich in ihrem flüssigen Zustand in Wirklichkeit kaum von derselben. Die Isolierung von der Umgebung gewinnt sie erst richtig im Laufe ihrer fortschreitenden Entwicklung, die sich nun dadurch auszeichnet, daß durch die fortgesetzte Teilung des ursprünglich Einen und somit durch das in einem fort sich neu Setzen des ursprünglich Einen eine Vermehrung stattfindet. Aus dieser Vermehrung resultiert schließlich das Wachstum der Zellkolonie.

An dieser Stelle müssen wir beachten, daß das ursprünglich Eine nie seine

Einheit aufgibt. Es bleibt immer das Eine. Was stattfindet, ist lediglich eine Gliederung des Einen in sich, verbunden mit einer physischen Massenzunahme, mit einer Körperbildung. Die ursprünglich eine, unabgegrenzte, flüssige Eizelle differenziert sich durch Teilung und bildet so im Laufe der Entwicklung besondere, sich speziell ausbildende Zellkolonien, die nun für das als Einheit fortbestehende Eine Organe darstellen, die eine spezielle Aufgabe im Leben des Einen erfüllen.

Während sich in der primitiv bleibenden Zelle des Protozoons das Leben mit Aufnahme und Abgabe (Stoffwechsel) abspielt – und völlig hinreichend vollkommen sich abspielt – so setzt in dem sich differenzierenden Organismus eine Arbeitsteilung ein, bei der jedes der sich bildenden Organe dem Ganzen in einer speziellen Weise dient und wiederum vom Ganzen selbst in seiner Existenz erhalten wird. In unserem Organismus bedienen unsere Organe sich ständig gegenseitig und ermöglichen uns das Leben, damit wir zu unserm Eigensein in einem höheren Bewußtsein aufsteigen können. Der Gründer der Homöopathie, Hahnemann, drückt es in seinem »Organon der Heilkunst« im § 9 folgendermaßen aus:

»Im gesunden Zustande des Menschen waltet die geistartige, als Dynamis den materiellen Körper (Organism) belebende Lebenskraft (Autokratie) unumschränkt und hält alle seine Teile in bewundernswürdig harmonischem Lebensgange in Gefühlen und Tätigkeiten, so daß unser innewohnender, vernünftiger Geist sich dieses lebendigen, gesunden Werkzeugs frei zu dem höheren Zweck unseres Daseins bedienen kann.« (Hahnemann, S. 68)

Fassen wir zusammen:

- 1. Alle Anfänge der unserer Beobachtung zugänglichen Organismen beginnen als flüssige Sphären, das heißt als Eitropfen. Diese Sphäre ist die einfachste Gestalt, und die Flüssigkeit ist die indifferenteste Daseinsform der Masse. In der Entwicklung findet also eine Differenzierung sowohl durch die Form als auch in der Substanz statt.
- 2. Der entstehende Organismus bildet sich nun aus dem Einfachsten
- a) durch innere Differenzierung des Gegebenen, das heißt Teilung, fort,
- b) durch Anziehung gleich einfacher Substanz.

Der Organismus wächst also nicht durch Anlegen fertiger Massen von außen, sondern ist Produkt des von innen heraus in Mehreres sich gliedernden Einen.

Es verhält sich analog zur Entstehung der Zahlen: Wir haben die 0, die sich durch Differenzierung nach zwei Seiten in die plus eins und die minus eins scheidet, d.h. teilt. Die Eins teilt sich dann wieder in die 2x1 usw. Der Natur-

Entstehen und Vergehen des Organismus

Wir haben hier den Anfang des Organismus betrachtet. Ist es denn ein Anfang? Für eine endliche irdische Betrachtung sehr wohl. So gibt es auch ein Ende des Organismus, wie wir alle aus der täglichen Erfahrung wissen. Und trotzdem wissen wir auch, daß es nur scheinbar so ist. In Wirklichkeit ist der beginnende Organismus nur die Fortsetzung von schon vorher bestehendem Lebendigem, so daß wir in kühnem Gedankenflug zurückgehend sagen können: Aller Anfang liegt in der Einheit, die alles in sich beschließt. Denn nur aus diesem alles enthaltenden Urzustande kann sich durch Differenzierung das später Sonderliche gebildet haben. Wir nennen diesen Urzustand auch Gott, so wie Goethe es ausdrückt:

»Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident. Nord und südliches Gelände Ruht im Frieden seiner Hände.«

So können wir unseren Ursprung, was unsere physische Existenz betrifft, letzlich immer auf Gott zurückführen, wie auch ein jedes Geschöpf: auf das Nicht-Differenzierte, auf den Urzustand, auf die Null, den Kreis, die Sphäre, auf das Heilige.

Und das Ende des Organismus? Er löst sich auf und gibt die Elemente wieder frei, die er sich für sein differenziertes Dasein zusammengerafft hatte, wie es Goethe ausdrückt:

» Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden
Die ewige Liebe nur
Vermags zu scheiden.« (Faust II, 11958)

So löst sich der Organismus auf, seine Elemente verflüssigen sich, er verwest, sein Wesen kehrt ins All zurück, und nur ein Geisteskeim bleibt erhalten, ähnlich dem Samenkorn der Pflanze, und wartet, bis ihm der Boden be-

reitet ist, um in eine erneute Existenz einzutreten.

In der Zeit offenbart der Organismus seine ideelle Natur

Nun soll noch auf ein weiteres Phänomen aufmerksam gemacht werden, welches für den Organismus charakteristisch ist: er ist nämlich nie derselbe, aber doch immer der gleiche. Was heißt das ?

Der Organismus weist einen Stoffwechsel auf. Es findet eine fortgesetzte Einscheidung und eine fortgesetzte Ausscheidung statt. Gleichzeitig zeigt sich ein ständiger innerer Umbau, d.h. Strukturen werden zerstört und andere werden aufgebaut. (Platon:» Der Leib hört nie auf unterzugehen.«) In der jugendlichen Entwicklung zeigt sich das vor allen Dingen im Wachstum, hört aber im ganzen Leben nicht auf und ist vor allem bei Krankheitsprozessen gut zu studieren, wo oft massive Umbau-, Abbau- und Aufbauvorgänge stattfinden. Als einfachstes Beispiel sei an die Wundheilung erinnert. Alle diese Erscheinungen spielen sich nicht nur in der räumlichen Dimension ab, sondern sie haben auch eine zeitliche Dimension. Jeder Organismus hat seine Geschichte und bildet insofern einen »ideellen Organismus« (Carus), im Gegensatz zum »realen Organismus«, der aber auch nur immer momentan real ist. Im nächsten Augenblick ist er schon ein anderer.

Es ist nun die Frage, welcher der beiden so unterschiedenen Organismen der Eigentliche sei, der sich ständig wandelnde reale Organismus, dessen Existenz uns ständig zwischen den Fingern zerrinnt, oder jener ideelle Organismus. Wir sehen in dem realen Organismus immer nur ein Fragment des »eigentlichen« Organismus. Er stellt nur ein Unvollständiges vor, da er niemals alles gleichzeitig darstellen kann, was von diesem Organismus potentiell realisierbar ist. Im realen Organismus finden wir in der Zeit nacheinander auftretende fragmentarische Zustände, beginnend mit seinem Entstehen und endend mit seinem Vergehen. Hier schon ist der Organismus dem menschlichen Begreifen eigentlich nur als ein übersinnliches, ideelles Gebilde faßbar. Carus faßt es folgendermaßen zusammen: »Organismus ist das irgendwie zeitliche und räumliche sich Darbilden und Darleben eines geistigen Vor- oder Ur-bildes, und insoweit allemal eine fragmentarische und unvollkommene Wiederholung des Weltganzen (»Ur-Organismus« - Makrokosmos), deren Bedeutung daher notwendig immer eine umso höhere sein wird, je näher ihr geistiges Urbild dem wahren und höchsten göttlichen Mysterium, und je mehr in ihrem sich Darbilden und Darleben die Gliederung in Einzelnes der Unendlichkeit des Weltganzen dadurch sich nähert, daß stete Einheit in Allen und größte Mannigfaltigkeit Aller untereinander be-

Tierischer und menschlicher Organismus

Wenden wir nun den Begriff des Organismus auf den einzelnen Menschen an, so ergibt sich, daß in ihm die höchst mögliche Stufe der Individuation, der Besonderheit, als Einzelner innerhalb der Naturreiche, zur Ausbildung gelangt. Dieses hat sich im Tierreich bereits insofern vorgebildet, als auch dort im Leib das Individuum lebendig wird und sich eine zunehmende Konstellation der Lebendigkeit in zentral wichtigen Organen, wie z.B. Hirn und Herz, vollzogen hat.

Der Mensch unterscheidet sich vom Tier nicht so sehr im Bezug auf die Individuation, die er selbstverständlich auch erreicht. Hervorzuheben ist, daß der Mensch im Gegensatz zum Tier seine in ihm vorhandenen Anlagen nie zur vollständigen organischen Ausbildung gelangen läßt, sondern sich hier völlig zurückhält.

Wie der Mensch auch als ein zu früh geborener Embryo bezeichnet wurde, so bleibt er, was seine organische Ausbildung betrifft, weitgehend in diesem, alle Möglichkeiten sich erhaltenden, quasi-embryonalen Zustand, den das Tier alsbald verläßt, um – je niedriger im Tierreich stehend desto früher – seinem perfekten Endzustand zuzustreben, in dem es dann in seiner Einseitigkeit gewiß jede menschliche Erfindung hinter sich läßt – man denke nur an die Perfektion tierischer Flug- oder Schwimmorgane. Was den Menschen auszeichnet, ist seine potentielle Offenheit für alle nur denkbaren (vorstellbaren) Entwicklungen, die dann aber in der organischen Bildung rudimentär bleiben und nur im Krankheitsfall tierähnliche Spezialbildungen in Form von Mißbildungen aufweisen. Im Kranksein selbst entwickelt der Mensch allerdings Züge, die ihn – bei fortschreitender Entwicklung der Krankheit – den in der Natur für sich existierenden einzelnen Organismen immer ähnlicher werden lassen, welches insbesondere in der homöopathischen Arzneimittelprüfung deutlich zum Ausdruck kommt.

Der Mensch hat nun die Fähigkeit, auf Grund seines sich im geistigen Bereich entwickelnden Produktionslebens tätig zu werden. Die »Bildekräfte«, die sich in den Spezialorganen der tierischen Organe im wahrsten Sinne des Wortes erschöpfen, bleiben dem Menschen frei erhalten und ermöglichen es ihm, geistig produktiv im Leben tätig zu werden. In seiner Erfindungsgabe scheinen ihm keine Grenzen gesetzt, sei es in der Erschaffung von Werkzeugen aller Art, Maschinen, etc., sei es in der Erfindung von Organisationsformen menschlichen Zusammenlebens, d.h. in der Bildung ideeller Organismen der mannigfaltigsten Art.

Organismus und Maschine

Wie unterscheidet sich der Organismus von der Maschine, mit der er so gerne verglichen wird?

Carus beschreibt es folgendermaßen: »Schon aus den bisher erhobenen Eigentümlichkeiten des Organismus ergibt sich hinreichend die wesentliche Verschiedenheit jedes Solchen von dem, was Mechanismus oder Maschine genannt wird, und wie sehr alle irren, welche von der Vergleichung des Letzteren mit dem Ersteren besondere Aufschlüsse über dessen eigentliches Sein und Leben erwarten. Die durchgreifendste Verschiedenheit liegt natürlich in der durchaus anderen Entstehung, denn wie auf einer Seite alles durch Differenzierung, d.h. Teilung, so auf der anderen alles auf Zusammensetzung (man kann dies kurz ausdrücken, indem man sagt: «Im Organismus ist stets das Ganze früher als die Teile, in allem Künstlichen, bloß Mechanischen, stets die Teile früher als das Ganze.«), dort alles von innen ausgehend, hier alles von außen, hier somit alles fort und fort nur sich abnutzend ohne Wiedererzeugung, dort sich zwar immer wieder zerstörend, aber auch immer wieder, soweit das Leben reicht, sich erneuernd und sich wieder herstellend; endlich dort alle Bewegung eigentümlich, hier alles Bewegende ein Fremdes, und zwar ein Fremdes, bei welchem wir zuletzt immer wieder auf ein Organisches zurückkommen, welches dann aber meistens der Mensch selbst ist.

Das künstlichste Uhrwerk, welches sogar manche organische Bewegungen für den Unwissenden auf täuschende Weise nachahmt, es zeigt, wenn wir ganz auf den Grund gehen und seinem Gang im einzelnen folgen, doch immer nur die Fortsetzung der Einwirkung dessen, der die besonderen Elemente desselben so zusammensetzte und so richtete, daß ihr eigenes elementares Leben, z.B. ihre Schwere oder ihre Elastizität oder ihre Elektrizität, nun eine ihnen zuerst durch die Hand des Künstlers gegebene Bewegung so lange fortsetzt, als die Elemente aushalten; und ebenso bei jeder Dampfmaschine, jeder Mühle, usw.

Kurz, wir werden so deutlich gewahr, das eigentliche Grundprinizip ist in der Maschine und im Organismus ein so total verschiedenes, daß schon deshalb nie der Schluß von dem Einen auf das Andere eine wirkliche Wahrheit geben könnte.«

Aber wir können auch sagen, daß sich in der Maschine wie in jedem Werkzeug lediglich der menschliche Organismus schöpferisch betätigend fortsetzt. Indem der Mensch erfindet, schafft er sich differenzierte Werkzeuge, um seine aus ihm entstandenen Ideen zu verwirklichen, Häuser zu bauen, Automobile, Schiffe, Flugzeuge, Musikinstrumente usw. Alles sind erwei-

terte Organe des Menschen, deren er sich bei Bedarf bedient. Sie haben ihren Ursprung auch im Lebendigen oder sind aus ihm heraus gestaltet und haben insofern auch Ähnlichkeiten mit ihm, was am deutlichsten an den einfachen Werkzeugen des Alltags gesehen werden kann. Sie sind im Grunde Differenzierungen der menschlichen Fähigkeiten, die dann auch in der Arbeitsteilung ihren Ausdruck finden.

Zur Entwicklung der Völker, der Staaten und der Menschheit

Es findet also unter den Menschen eine Arbeitsteilung der Werkzeuge und der Fähigkeitenbildung statt. Damit setzt sich etwas von dem fort, das schon bei der Bildung der Organismen beobachtet werden konnte: Je höher sie in der Entwicklung stehen, um so stärker ist in ihnen die Arbeitsteilung der Organe ausgebildet. So arbeitet die Arbeitsteilung der Menschen auf Differenzierung eines weiteren Organismus hin, den wir als *Menschheit* begrifflich fassen.

Dabei sind Völker zunächst undifferenzierte Gemeinschaften, die zwar eine Organisation aufweisen, welche jedoch im Vergleich mit späteren Entwicklungsstadien als primitiv bezeichnet werden kann. Am Beginn der Entdeckungsreisen haben die weißen Eroberer zahlreiche Völker aufgefunden, die z. T. noch in sehr primitiven Organisationsformen lebten. Zwar lebten sie, wie auch primitive Organismen durchaus lebensfähig sind, und hätten ohne die von außen kommende Störung durch die Weißen sicher noch sehr lange so fortgelebt. Aber man hatte den Eindruck, daß sie ihre Entwicklung beendet hatten. Es gab jedoch auch andere Völkerschaften, die unter Bewahrung ihrer Einheit und gleichzeitiger Entwicklung der in ihnen lebenden Individuen zu einer weiteren Entwicklung fähig waren, indem sie immer differenziertere Strukturen sozialen Zusammenlebens entwickelten. Ein hervorragendes Beispiel ist die Bildung der mittelalterlichen Stadtkultur mit ihrer nie wieder erreichten Arbeitsteilung in einer bis zum höchsten entwickelten Handwerkerkultur. Mit ihr entwickelte sich gleichermaßen das Individuum zu einer vorher nicht gekannten Einzelpersönlichkeit. Dabei wurde die Einheit der Volksorganismen durchaus bewahrt, die sich in einer gewissen Selbständigkeit entwickelten, was sich in der Dialektbildung, der typischen Kleidung, den landschaftlichen Sitten und Gebräuchen bis hin zur besonderen Rechtsschöpfung widerspiegelte. Die Entwicklung z.B. eines deutschen Bewußtseins, eines französischen Staatsgefühls usw. erfolgte erst später, als übergreifende, neue Ideen zu Gemeinsamkeiten höherer Art und zur Ausbildung übergreifender Organismen führten, die uns heute von einem deutschen oder französischen Volk reden lassen. Aber auch hier bleibt die ursprüngliche Einheit dieser Völkerschaften die Voraussetzung dafür, daß sie sich ihrer Einheit im Nationalbewußtsein bewußt werden können. Einen ähnlichen Prozeß finden wir heute in der Bildung des europäischen Bewußtseins, obwohl die europäische Kultur eine viel ältere Sache ist, deren Einheit von großen Geistern, wie z.B. Goethe, längst gewußt wurde. Auch die Bildung eines scheinbar so heterogenen Staatsgebildes wie der USA setzt eine organisierende Idee voraus, die nicht aus der Zusammensetzung resultiert, sondern die ihren Ursprung in der Ideenwelt hat. Sie drückt sich z.B. in der Proklamation der Menschenrechte aus, für die im alten Europa damals kein Platz zu finden war. Eine solche Bildung weist bereits auf die Idee des übergeordneten Organismus »Menschheit« hin, auf den wir noch zu sprechen kommen.

Im Ablauf der Geschichte finden wir die interessantesten Zustände der Bildung sozialer Organismen, deren zunehmende Differenzierung wir Kulturentwicklung nennen. Es bilden sich geschlossene Kulturen, die ihre Entwicklung haben, wie jeder Organismus. Sie haben ihre Geschichte oder auch Biographie, und am Ende, wenn die geistigen Organisationskräfte nachlassen oder verschwinden, steht dann der Untergang auch höchstentwickelter Kulturen. Wir sehen, wie sich aus dem Menschheitsstrom, der sich über die Erde in Form von Völkerwanderungen ergießt, aus ursprünglich einheitlichen Rassen ohne besondere Kulturbildungen (die indogermanische Rasse) dann durch Differenzierung in einzelne Völker – scheinbar völlig unabhängig voneinander – differenzierteste Kulturen entwickeln. Es entwickelt sich aus einer relativ undifferenzierten Einheit eine differenzierte Vielheit von Völkerschaften und Kulturen, die aber im Laufe der Geschichte wiederum in Beziehung zueinander treten.

Sie führen Kriege miteinander, sie vermischen sich, usw. Als großartigstes Beispiel sei der Zug Alexanders des Großen in den Orient aufgeführt. In dieser Weise sind die historischen Völker und Kulturen ständig am Organismus der Menschheit bildend tätig.

Die Menschen traten in geschichtlich nachweisbaren Zeiten immer als ganze Völker auf. Mit Beginn der Sprache konnten sie Überlieferungen ihrer Geschichte in Form von Sagen und Mythen weitergeben. Mit dem Auftreten der Schriftkunst waren dann erstmals Dokumente auffindbar, die es uns heute ermöglichen, zunehmend Genaueres über ihr Zusammenleben zu erfahren.

Es ist nun die Frage: Ist die individuelle Entwicklung die Voraussetzung oder gar Ursache der Entwicklung der Völker? Oder ist die Entwicklung der Völker die Bedingung und Voraussetzung für die Entwicklung der Individuen. Die Antwort kann nur lauten: Weder-noch. Sie entwickeln sich durcheinander oder auch miteinander. Eines ist ohne das andere nicht denkbar.

Auch in zeitlicher Hinsicht kann dies in der gesamten Geschichte der Menschheit in ideeller Weise studiert werden. Wie dieses geschieht, hat Schiller in großartiger Weise in seiner Antrittsvorlesung in Jena »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte« dargestellt: Wie der philosophische Kopf (im Gegensatz zum Brotgelehrten), sich gleichsam über die Grenzen des individuellen Lebens hinwegsetzend, die Vergangenheit erforscht, ihre Lehren erkennt, ihre Erfahrungen summiert und aus diesem allem hervorgehend einen Blick in die Zukunft wirft, eine Schau für die weitere Entwicklung der Menschheit (potentiell) entwirft, und so in den Herzen der Menschen Ideale erweckt, die zur Verwirklichung in der realen Welt drängen:

»Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich, ohne es zu wissen oder es zu erzielen, alle vorhergegangenen Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben.

Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: kostbare, teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns erglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unzergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet – etwas dazusteuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die Tat lebt und weitereilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.« (Schiller S. 22)

Im heute sich abspielenden Leben können wir im kleinen Umfang die geschichtliche Entwicklung zusammengedrängt beobachten: Wir finden in der Familienbildung und in dem Zusammenleben der Generationen von Eltern, Kindern und Enkeln andeutungsweise diese Entwicklung ideeller Organismen fortlaufend erneut wieder. Nie ist eine solche Familienbildung etwas schon einmal Dagewesenes. Es ist immer wieder ein erneuter

Schöpfungsakt der sich hier zusammenfindenden, einmaligen Individuen mit ihrer persönlichen Entwicklungsgeschichte.

So hat jede Familie über Generationen hin ihre eigene Geschichte, beginnend aus unbekannten Anfängen und irgendwo endend mit den letzten Mitgliedern, die als Hagestolze ohne Nachfahren zu Ende gehen.

In gleicher Weise bilden nun Völker Organismen höherer Ordnung durch ihre Gliederung in Familien und Stämme. Solche Völker, in denen die Familienclans noch alles bedeuten, finden sich heutzutage z.B. noch in der Türkei, wo sich aber in den verschiedenen Regionen die Macht der Familienzusammenschlüsse auch sehr unterscheidet. In diesen oft sehr archaischen Volksstämmen treten nun im Laufe der Geschichte durch den Einfluß einzelner hochstehender Persönlichkeiten Einflüsse auf, die einem solchen Volk differenzierende Strukturen geben, aber sie auch zu einem höheren Ganzen hinaufführen. Es sind die großen Gesetzgeber, deren berühmtestes Beispiel Moses darstellt, der mit den Gesetzestafeln dann geschriebene Gesetze in das Zusammenleben des israelischen Volkes brachte. Eine Struktur, die bis heute nicht ihre Kraft der Formgebung verloren hat und die durch spätere Persönlichkeiten, wie Jesus Christus und Mohammed, bis heute nachwirkende Metamorphosen erfahren hat.

Carus hat die Gesetzgebung der Völker einmal mit der Skelettbildung verglichen, die der Gestalt erst Form und Aufrichtekraft verleiht. Die Gesetze ermöglichen jetzt in zunehmendem Maße eine Gliederung der Völker durch eine Ordnung der Beziehung der Individuen zueinander. Es ergibt sich, daß die gegenseitige Hilfe die Vorraussetzungen für eine Höherentwicklung der Völker schafft, indem sie ihre geordnete Staatenbildung ermöglicht.

Wir finden, daß der Mensch dadurch zum Menschen wird, daß er aus seinem Inneren heraus – durch sein Zusammenleben mit anderen Menschen – sein eigentlich menschliches Selbst erst im Laufe seines Lebens entfaltet (siehe auch: Dieter Suhr, »Die Entfaltung der Menschen durch die Menschen«). Er wird selbstbewußter Geist, soweit es ihm immer möglich ist. Ein Volk wird analog dazu erst dadurch zum Staate, daß es in seiner Gesamtheit ein Selbstbewußtsein ausbildet.

Dieses Selbstbewußtsein eines Volkes spiegelt sich in der Gesetzgebung desselben wieder (z. B. im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland nach 1945), es spiegelt sich in seinen kulturellen Leistungen wieder und in seiner Bedeutung, die es durch sein Wirken im Weltganzen aufweist. So finden sich die USA in einer anderen Weise im Weltganzen eingebunden als das russische Reich. Denken wir nur an die Charakteristik, die Tocqueville diesen beiden Antipoden der Neuzeit erstmals gab. Denken wir an die Rolle

der Völker und Staaten in Europa, wie sie – sich ergänzend, bekämpfend, versöhnend – die Neuzeit gestaltet haben und noch gestalten.

Ein undurchschaubares Leben durchwirkt die Völker, ruft in ihnen Instinkte hervor, die sie zu irrationalen Handlungsweisen veranlassen. In dieses, dem unbewußten Stoffwechsel des einzelnen Organismus entsprechende Leben greifen die formenden, klärenden Gedanken der Wissenschaft und die gefühlsmäßigen Einflüsse der Kunst wandelnd ein.

Irrtümer und Irrglauben begünstigen so lange fehlerhafte Entwicklungen, bis die Folgen zu so unabwendbaren Problemen geführt haben, daß sie das Bewußtsein wecken, das für die Erkenntnis der besseren Gesetze notwendig ist. So finden Entwicklungen statt, die wie schwere Krankheiten der Völker verlaufen, mit den typischen Abläufen, wie wir sie von Individuen gewöhnt sind: Infektion, Inkubation, Ausbruch der Krankheit, Ablauf und Krisis, endend mit Tod oder Genesung. Wer das Jahr1945 bewußt erlebt hat, wird verstehen, was ich hier andeute. Aber auch das Studium der Geschichte kann an diesen analogen Phänomenen nicht vorübergehen. Alles dieses weist uns darauf hin, daß Staaten Organismen sind. Wollen wir ihr Wohlergehn fördern, so sind wir gehalten, uns an die Lebensgesetze von Organismen zu halten. Jede Zuwiderhandlung gegen diese Gesetze hat notwendig fatale Folgen.

So sollten wir unter diesem Gesichtspunkt genauere Überlegungen darüber anstellen, ob ein geeintes Europa gedeihen kann, wenn ihm eine künstliche Einheit durch ein *Zusammensetzen* aus heterogenen Gebilden zu einem Esperantostaat verpaßt wird.

Carus äußert sich bereits vor über 150 Jahren zu dieser Frage: »Zuerst könnte man freilich hier die Frage aufwerfen, ob nicht überhaupt eigentlich die gesamte Menschheit berufen sei, einen einzigen Staat zu bilden? – Indes bleibt dies umso mehr ein naturwidriger Gedanke, als die Stammverschiedenheit der einzelnen Völker so außerordenlich groß ist, die Entwicklung des Staates aber zunächst allemal das unbewußte und später selbstbewußte Streben gerade eines bestimmten Volkes zur Einheit voraussetzt, folglich jeder Versuch, die Einigung der gesamten Menschheit zu einem Staate ohne ein solches Streben erzwingen zu wollen, nie zu etwas anderem als zu einem Zusammensetzen aus verschiedenen Elementen, d.h. also zu einem durchaus naturwidrigen und anorganischen Verfahren führen müßte, ja schon überhaupt deshalb nie realisiert werden könnte.

Anmerkung: Das notwendige Scheitern aller Versuche kühner Eroberer, auch nur sehr verschiedene Völker dauernd und innig zu einem Staate zusammenzufügen, ist eine Tatsache, womit die Geschichte auf die Wahrheit der obigen Sätze hindeutet. Daß dagegen die gesamte Menschheit, wenn alle ihre großen Volksstämme durch innere Entwicklung einst zu eigentümlichen Staaten geworden sein sollten, dann alle diese zu einem großen Staa-

tenbunde vereinigen könnte und sollte, ist sogar eine Forderung, welche die Philosophie als höchstes Ziel allgemeiner Menschheitsentwicklung allerdings aussprechen muß; ob jedoch auch ein solches Ideal jemals erreichbar sein werde, darf mit Recht bezweifelt werden. – Es ist in dieser Beziehung noch zu bemerken, daß schon die Verbindung einzelner Staaten, und das Einfügen kleinerer Staatenteile in größere, aus obigen Gründen von jeher die Veranlassung unendlicher Zerwürfnisse unter Staaten und Völkern gewesen ist.« (Carus S. 477)

Unsere Erfahrungen mit Österreich-Ungarn am Beginn des ersten Weltkrieges, mit der UdSSR und neuerdings mit Jugoslawien sind warnende Beispiele dafür, wie ungut es ist, Entwicklungen vorgreifen zu wollen, wenn die Voraussetzungen für ein gutes Ende nicht gegeben sind.

Zusammenfassung und Schluß

Wir fassen nochmals zusammen: der Organismus ist das sich in Raum und Zeit verwirklichende geistige Vorbild oder Urbild. Dabei finden wir in seiner Entstehung eine fortschreitende Entwicklung im Raume durch Zunahme der Größe bei gleichzeitiger Differenzierung durch Teilung in Organe. Nach Ausbildung des Organismus in seinem reifen Stadium finden wir einen Austausch und eine wechselseitige Beziehung mit seiner Umwelt, d.h. mit anderen Organismen unter Behauptung seines Eigenseins. Diese Behauptung des Eigenseins findet unter ständiger Zerstörung und Neubildung der eigenen Organe statt bei gleichzeitiger Weiter(Höher)-Entwicklung des Organismus. Er endet mit Ablauf seiner ihm innewohnenden Entelechie, nach Erreichen des in ihm vorgestellten Zieles durch den Tod des einzelnen Organismus.

Wie der Mensch im Laufe der unserer Erkenntnis zugänglichen Geschichte als handelndes Wesen auf dieser Erde erscheint, so findet sich auch in seiner individuellen Entwicklung eine Erinnerung an diese immer wieder stattfindende Metamorphose alles Entstehenden, alles Werdenden. Er entwickelt sich – wie auch die ganze Welt – vom Einfachsten zum Differenziertesten, vom Unbestimmten zum Bestimmten, er stellt eine Herausbildung von innen dar, d.h. er lebt sich zunächst in indifferent – unbestimmten Formen dar, um dann im Laufe seiner Entwicklung sich zu immer feineren und vollendeteren Formen durchzuringen und sein eigentliches Wesen in seiner eigentlichen Form zu offenbaren.

Ebenso spielt sich in der Erdentwicklung ein Fortschreiten vom massenhaft Groben zum differenziert Feinen ab. Erst in den späteren Perioden der Erdentwicklung finden sich deshalb die Voraussetzungen dafür, daß der Mensch als das empfindlichste Geschöpf der Erde Lebensbedingungen für seine Verwirklichung im irdisch-leiblichen Leben vorfindet.

Finden wir im einzelnen Organismus das stetige Fortschreiten in seinem Leben als Verwandlung = Metamorphose, so treffen wir dieses Phänomen ebenso bei den ideellen Organismen, die uns in Form von Familien, Volksund Staatenbildungen entgegentreten.

Ich möchte meine Ausführungen mit einem Zitat von Carl Snell abschließen: »Wenn wir für die Schöpfung der natürlichen Organismen, bei welchen direkte Erfahrung uns abgeht, wenigstens Analogien der Erfahrung suchen müssen, so können wir dieselben wohl finden; nur müssen wir sie da suchen, wo sie allein zu finden sind, d.h. wo wir noch Schöpfung, wenn auch keine Schöpfung natürlicher Organismen, vor uns haben. Und es fragt sich, ob Schöpfung nicht noch täglich unter unseren Augen stattfindet. Man denkt sich gewöhnlich die Schöpfungstätigkeit Gottes als einen einzelnen in der Urzeit vorgegangenen Akt oder auch als mehrere in den Urzeiten wiederholte Akte. In denselben soll Gott seine Schöpfungstätigkeit konzentriert und dann sein Werk mehr oder weniger, darüber ist man natürlich sehr im Streit und im Unklaren, sich selbst überlassen haben.

Aber woher weiß man denn, daß die Schöpfung nicht ein ewiger und als solcher der Idee Gottes allein würdiger Akt ist, daß sie heute und in jedem Augenblick weniger stattfindet, als vorher, daß sie nicht immer gleichstark aus unsichtbaren Quellen fließt und daß sie nicht ebenso zum Leben der Gottheit gehört, als Atmen und Blutumlauf zu dem Unsrigen? Die Schöpfungstätigkeit ergreift nur andere und andere Sphären ihrer Wirksamkeit, ist zu einem stetigen Fortschritt der Vertiefung aus dem Äußeren in das Innere begriffen und nimmt jedes Produkt einer vorausgegangenen Arbeit als Stütze, Grundlage und Vorraussetzung einer neuen in sich auf.

Hier haben wir Schöpfung, unmittelbar göttliche Schöpfung, wenn wir sie noch heute, wenn wir sie erfahrungsgemäß und mit Augen sehen wollen. Jede neue Gliederung in dem Organismus der menschlich-sozialen Zustände, jeder neue Anbruch in dem Schachte der Ideen, jedes neuerwachende Schönheitsideal in der schaffenden Phantasie des Künstlers, jeder neueröffnete, im tiefen Inneren erlebte Rapport der sichtbaren und unsichtbaren Welt, jede innige Hingabe an die Gemeinschaft des Geistes und des höheren Menschheitslebens, jede Opferwilligkeit und jeder mächtige Entschluß zum Guten, sie alle sind der immer sprießende Trieb göttlichen Schaffens und Wirkens, sie sind die gegenwärtige Schöpfung, nicht weniger mächtig und gewaltig als diejenige, durch welche die Berge gegründet wurden, und diejenige, durch welche nach unermeßlichen Ergüssen aus dem Luftkreis und

dröhnenden Bewegungen der Tiefe ein neuer Himmel und eine neue Erde vor den erstaunten Geschöpfen sich auftat.

Diese rastlos arbeitende Schöpfung ist die wahre Allgegenwart Gottes, sein immer neuverkündigtes lebendiges Wort. Ewig fließt, sagt die Zendavesta, ein Wort aus Gottes Munde, das Wort: *Es werde*. Mit diesem Wort sind die Himmelsräume erfüllt, und ewig ruft, wie es daselbst heißt, ein Stern dem anderen zu: *Es werde*.« (Snell 46–47).

Literatur:

Carus, Carl Gustav, Natur und Idee, Hildesheim 1975 Hahnemann, Samuel, Organon der Heilkunst, Ulm 1958 Schiller, Friedrich, Werke, Bd.2, München 1976 Snell, Karl, Die Schöpfung des Menschen, Stuttgart 1981 Suhr, Dieter, Die Entfaltung der Menschen durch die Menschen, Berlin 1976

Tocqueville, Alexis de, Über die Demokratie in Amerika, Köln und Opladen 1967

NOSOS – PATHOS – ETHOS

Goethes Anschauungen über das Wesen von Krankheit und Gesundheit

Lothar Vogel

Diese im Herbst diesen Jahres erscheinende Arbeit von Dr. Lothar Vogel ist eine um Personen- und Sachregister erweiterte Wiederauflage seiner Dissertation, mit der er im Jahre 1944 an der Universität Tübingen den Doktorgrad erlangte.

Wer in dieser Schrift eine nur für Mediziner geeignete Lektüre erwartet, wird überrascht sein über den weiten erkenntnistheoretischen und philosophischen Rahmen Goethe'scher Anschauungen, in den der Autor die eigentlichen Ausführungen zu Gesundheit und Krankheit stellt. Vor allem wird die Erkenntnismethode untersucht und erläutert, deren sich Goethe bedient, wenn er die Natur auf den Ebenen des Anorganischen, des Pflanzlichen, des Tierischen und schließlich des Menschen betrachtet. Nach dieser Vorbereitung erscheinen die Auffassungen Goethes zu Gesundheit und Krankheit nicht mehr als etwas Zufälliges, das so, aber auch anders hätte ausfallen können, sondern als ein aus seiner Erkenntnismethode und der damit gewonnenen allgemeinen Welt- und Menschenanschauung mit Notwendigkeit sich ergebendes Resultat.

Das Buch L. Vogels wäre mit seinen der Grundlegung dienenden Kapiteln nicht nur als Ein- und Herleitung von Goethes Anschauung zu Gesundheit und Krankheit geeignet, sondern auch als Vorspann zu einer Darstellung von Goethes Anschauungen über die Natur im Allgemeinen, über Ästhetik, über Religion usw. Wie Krankheit und Gesundheit aus dem Ganzen heraus entwickelt und verständlich gemacht werden, so ließe sich, nach diesem Vorspiel, auch für andere Gebiete menschlicher Wesensentfaltung zwanglos der Ort finden, den sie im Rahmen von Goethes Weltanschauung einnehmen.

Als Vorabdruck veröffentlichen wir nachfolgend die beiden letzten Kapitel der Arbeit. Red.

VI. Leibesbildung und Entelechie

Ethos Die Idee des Menschseins

Thanatologie Goethes II

Die Krankheit war uns in Goethes Leben immer wieder als »kritische Selbsthilfe« der Natur begegnet, die immer dann notwendig wurde, wenn

das Gleichgewicht der physischen und geistigen Kräfte ins Wanken geraten war.

Eine stetige, gesetzgebende, verborgene »Mitte« macht sich in der Persönlichkeit geltend, die sich immer aufs Neue herstellt, um den unendlichen Möglichkeiten der Vereinseitigung das Gleichgewicht zu halten¹⁴⁵.

»Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deshalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das Rechte sei das, was ihm gemäß ist.« 146

So hat Goethe immer verlangt, daß die Gegenstände der Natur und des Geisteslebens in der Weise behandelt würden, daß sie wirklich der gesunden Menschennatur »gemäß« seien. Deshalb machte er gegen Stiedenroths Psychologie¹⁴⁷ den Einwand, daß der Verfasser die Wirkungen des Äußeren auf das Innere zwar unvergleichlich vortrage, daß es aber »mit der Gegenwirkung des Inneren nach außen« nicht ebenso gelinge. [33]

»Der Entelechie, die nichts aufnimmt, ohne sich's durch eigene Zutat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit widerfahren.«\footnote{148}

Damit ist dasjenige mit Namen genannt, was wir oben die »verborgene Mitte«, die Gleichgewicht erzeugende Macht, genannt haben. Unter Entelechie versteht Goethe den ewig wirkenden geistigen Archtetypus des Menschen. [8]

»Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. [34] Ist die Entelechie geringerer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht hal-

Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer bedeutenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, son-

ten und hindern.

¹⁴⁵ vergl. Zitat S. 28 aus Dichtungen und Sammlungen

¹⁴⁶ Goethe. Dichtung und Wahrheit

Ernst Stiedenroth, »Psychologie«, vgl. Goethes Naturwissenschaftliche Schriften, Bd. II, S. 22 ff.

¹⁴⁸ ebenda.

dern sie wird auch bei ihrer geistigen Übermacht ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen.

Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menschen auch während ihres Alters immer noch frische Epochen besonderer Produktivität wahrnehmen. Es scheint bei ihnen immer wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten, und das ist es, was ich eine wiederholte Pubertät nennen möchte.«¹⁴⁹

Wesen und Wirken der Entelechie erscheinen in der Erkenntniswelt Goethes als eine Erfahrung, die sich unmittelbar an seine Naturbeobachtung selbst anschließt:¹⁵⁰

». . . Sie wissen längst, hub er an, daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all ihrem übrigen Werte für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht aber bloß vermuten und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandteile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden – lassen Sie uns immer diesen Leibnizischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen besseren geben. –

Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen; andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d.h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Tier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dieses so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen.

¹⁴⁹ Goethes Gespräche mit Falk vom 11. März 1828; nach Biedermann.

Vgl. Goethes Gespräche nach Biedermann, S. 280, Gespräche mit Falk vom 25. Januar 1813.

Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbständigen Akt dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas. –

Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen.

Ich habe in einer unserer früheren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf anderen Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vorderhand tausend Kenntnisse dazu ab. Das erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbsterkenntnis; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegenteil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. . . . «

In allen Lebenszuständen gesunder und krankhafter Art beobachtet Goethe die möglichen Einwirkungen der Entelechie, soweit sie nur dem Erfahrungsvermögen zugänglich sind. So schildert er die lebenserhaltende Macht der Entelechie als Wirkung des Geistes auf den Körper oder ein andermal als »moralischen Willen«, der den Körper durchdringt und in einen aktiven Zustand gegen alle äußeren schädigenden Einflüsse zu versetzen vermag [Ethos].

»Es ist unglaublich, wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des oberen Teils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben!

So arbeite ich bei hohem Barometerstand leichter, als bei tiefem. Da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tieferem Barometer durch größere Anstrengung die nachteiligen Einwirkungen aufzuheben, und es gelingt mir.«¹⁵¹

¹⁵¹ Goethes Gespräche mit Eckermann vom 21. März 1830.

Die Entelechie bewirkt die Harmonie der geistigen mit der physischen Natur im Menschen. So können die mannigfaltigsten, von außen her eindringenden Schädlichkeiten überwunden werden, ja Goethe berichtet sogar von der Überwindung drohender Ansteckungsgefahr.

»Ich kann aus meinem Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. [Ethos]

Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen. «¹⁵²

Aber die Entelechie ist in noch viel weiterem Sinne wirksam.

Sie ist eben als Kraft und Gesundheit entfaltende Macht geistiger Natur geschildert worden, die zugleich in der Persönlichkeit als produktiv vorherrschendes Bewußtsein erscheinen kann. Hat sie sich durch das eben zitierte Goethewort zuletzt als »moralischer Wille« bewährt, so erscheint sie nun in der lebensvollen ideengestaltenden Empfindungswelt des Menschen, im Bereich des Fühlens: Physis und Sinnlichkeit zu immer zarterer Gliederung ausgestaltend, damit diese durchlässig werde zur vollkommenen Wahrnehmung und Darstellung des Ideengehaltes alles Erscheinenden.

»Das Außerordentliche, was solche Menschen (produktiv-künstlerische Naturen¹⁵³) leisten, setzt eine zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindung fähig sein und die Stimmen der Himmlischen vernehmen können. Nun ist eine solche Organisation im Konflikt mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähigkeit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen.

Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebe keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähigkeit. Er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesünderer Lebensweise noch länger halten können.«\text{154}

¹⁵⁴ Goethes Gespräche mit Eckermann vom 20. Dez. 1829.

ebenda; vgl. auch Victor v. Weizsäcker, Neurasthenie und Infektionen, in: Klinische Vorstellungen

¹⁵³ Zusatz d. V.

Auch hier ist es die Entelechie, die diesmal geheimnisvoll hinter den besonderen Konstitutionen künstlerisch-produktiver Menschen steht.

In diesen Zusammenhang gehört auch das bedeutende Gespräch Goethes mit Falk¹⁵⁵ (siehe oben), in welchem er seine ganze kosmologische Weltanschauung ausbreitet und auch die besonderen Lebens- und Schicksalskonstitutionen Raphaels von Urbino und Johannes Keplers erwähnt.

Um dasjenige, worauf es Goethe ankam, noch deutlicher zu machen, sei von unserer Seite auf die Lebens- und Krankheitsumstände Friedrich von Hardenbergs (Novalis) und Philipp Otto Runges hingewiesen.

»Der Mensch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten.«¹⁵⁶

Bei all diesen Geistern handelte es sich um früh vervollkommnete schöpferische Naturen. Dieser tief bedeutsame Zusammenhang der Bildung der physischen Konstitution mit künstlerisch-geistiger Produktivität bestand im vollkommensten Sinne auch in Goethes eigener Natur.

Vom Wesen der Kinder- und Jugendkrankheiten (»Häutungen«)

Überblickt man das ganze Leben Goethes und faßt die Art seiner Erkrankungen während desselben ins Auge, so läßt sich in diesen Erkrankungen der Zusammenhang (der sich nun gerade in der jeweiligen besonderen Art der Störungen kundtut) nach zwei Richtungen hin beobachten. Bei den Jugenderkrankungen (es ist die Krankheitsperiode gemeint, die sich hauptsächlich an das Ende der Leipziger Studienzeit anschloß, vgl. Kapitel II. Das Krankheitserlebnis Goethes), handelte es sich um Krankheiten, die Goethe vorwiegend als Folge gehemmter Produktivität schildert. [34]

In dieser Weise erscheint die Krankheit besonders auch in der Dichtung charakterisiert.¹⁵⁷ Sie wirkt, »um das Ganze zu retten«, in ihr wendet sich die Gewalt der Entelechie gegen den entwicklungshemmenden Zustand, in den die Persönlichkeit verfallen kann, und die besonderen Systeme des Organismus geraten in eine »Verschwörung und Revolution« gegen denselben, bis alles Fremde und Falsche vertrieben ist und die gesunde Leiblich-

¹⁵⁵ Goethe, Gespräche mit Falk vom 25. Januar 1813. Nach Biedermann, S. 278.

¹⁵⁶ Goethe zu Eckermann am 11. März 1828.

¹⁵⁷ Wilhelm Meisters Lehrjahre, S. 179 ff.; Goethes Sämtliche Werke Bd. 2, vgl. Kap. II.

keit in ihren »innersten Verhältnissen wieder hergestellt« ist. Nun ist es zu verstehen, wie Goethe sagen kann:

»Erst als er (Wilhelm Meister) wieder besser wurde, d.h. als seine Kräfte erschöpft waren, . . . « 158

Wie also die Krankheit vollkommen herrschte, konnte Wilhelm Meister aufs Neue in ein gesundes Verhältnis zu seinem Schicksal treten, einen neuen Lebenskreis beginnen. Diese Krankheiten, die nach der Schilderung als Folge eingeengter gehemmter Produktivität beim jugendlichen Menschen auftreten, können wir in gewissem Sinne als »Kinderkrankheiten« bezeichnen, wenn wir ihr Wesen ganz allgemein fassen wollen: Krankheiten nämlich, die den Durchbruch und das Fortschreiten geistiger Pubertät zur Entfaltung der Persönlichkeit bewirken.

Ganz allgemein können wir sagen, Kinderkrankheiten sind vielfach mit Hautaffektionen verbunden. Als solche hat Goethe als Knabe die Pockenerkrankung erlebt, die bei ihm, nachdem er vorübergehend durch Verquellungen um die Augen nahezu erblindet war und dann glücklicherweise durch eine allgemeine »Häutung« Heilung erfuhr, kaum Reste der durchgemachten Krankheit übrig ließ. Aus diesem Erlebnis heraus hat Goethe in der Folgezeit immer wieder Krisen und Krankheiten als »Häutungen« bezeichnet. Im Sinne der Metamorphose gibt er uns folgende Charakteristik:

»Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort, täglich werf ich eine Schale [Haut] ab und hoffe, als ein Mensch wiederzukehren.«¹⁵⁹

Für ausgesprochene Kinderkrankheiten finden sich folgende Bemerkungen:

»Doch der Mensch hat viele Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der weltlichen Dinge nur einigermaßen sicher wird.«¹⁶⁰

»O Lotte, was für Häute muß man abstreifen, wie wohl ist mirs, daß sie nach und nach weiter werden, doch fühl ich, daß ich noch in manchen stecke.« 161 »... die ganze Lebenstätigkeit verlangt eine Hülle, die gegen das äußere rohe Element, es sei Wasser oder Luft oder Licht, sie schütze, ihr zartes Wesen bewahre, damit sie das, was ihrem Innern spezifisch obliegt, vollbringe. Diese Hülle mag nun als Rinde, Haut oder Schale erscheinen; alles was zum Leben hervortreten, alles was lebendig wirken soll, muß eingehüllt sein.« 162

¹⁵⁸ Vgl. Kap. II, S. 76 ff.

¹⁵⁹ Goethe, Gespräche mit Eckermann.

Goethe an F. V. Plessing am 26. Juli 1782.

¹⁶¹ Goethe an Charlotte v. Stein am 9. Okt. 1781.

¹⁶² Goethes Naturwissenschaftliche Schriften, Bd. I, S. 7 ff.

Vom Wesen der Alterskrankheiten

Im Alter erscheinen diese Verhältnisse in Goethes Konstitution verwandelt. Was Goethe oben in dem Eckermannschen Gespräch über die physische Konstitution produktiver Geister aussprach, das traf für ihn selber in seinem Alter zu.

Karl Vogel, der Hausarzt Goethes in den letzten Jahren seines Lebens, berichtet uns von der Altersdisposition Goethes folgendes:

»Er klagte in späteren Jahren nicht selten, daß er sich selbst zu solchen Geschäften, die ihm ehemals ein Spiel gewesen, jetzt häufig zwingen müsse. Nur der Sommer 1831 machte hierin eine Ausnahme, und Goethe versicherte damals oft, er habe sich zur Geistestätigkeit, zumal in produktiver Hinsicht, seit dreißig Jahren nicht so aufgelegt gefunden.

Rühmte Goethe seine Produktivität, so machte mich das stets besorgt, weil die vermehrte Produktivität seines Geistes gewöhnlich mit einer krankhaften Affektion seiner produktiven Organe endete.

Dies war so sehr in der Ordnung, daß mich schon im Anfang meiner Bekanntschaft mit Goethe dessen Sohn darauf aufmerksam machte, wie, so weit seine Erinnerung reiche, sein Vater nach längerem geistigen Produzieren noch jedesmal eine bedeutende Krankheit davon getragen habe.«¹⁶³

Damit wäre deutlich genug Licht über das Wesen der Altersdisposition Goethes gebreitet. Nicht die gehemmte, sondern die frei sich entfaltende geistige Produktivität ist es, die die Krankheitsdisposition nun ausmacht. (Goethe charakterisiert das »Alter«: »stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung«. »Jugend, Schönheit der Jugend«; »zum Schönen wird erfordert ein Gesetz, das in die Erscheinung tritt«. ¹⁶⁴) Goethe waren diese Verhältnisse in noch allgemeinerer Beziehung deutlich:

»Der Mensch hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die in der Epoche, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein anderer, von den früheren Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie wir sein werden.«¹⁶⁵

¹⁶⁵ Goethes Gespräche mit Eckermann vom 6. März 1831.

¹⁶³ Carl Vogel (Goethes letzter Arzt), in Goethes Gespräche nach Biedermann, Bd. III/2, S. 169 ff.

¹⁶⁴ Goethes Naturwissenschaftliche Schriften, Bd. 5, Sprüche in Prosa, Abtl. II, S. 495

Fassen wir noch einmal die Beziehungen zusammen, auf die wir bei der Betrachtung des Wesens der menschlichen Entelechie gestoßen sind: Einmal erschien sie als geistige Kraft, dann beschreibt sie Goethe als die Macht, die im (geistigen) Willen wirkt, und zuletzt findet sie sich als das veredelnde Element, das im Sinnlichen organisierend, zu der seltenen Empfindung der Schönheit fähig macht.

So hat Goethe die Einheit der Menschennatur in den drei Richtungen der Seelentätigkeiten Denken – Fühlen – und Wollen erlebt und in ihren Ausdrucksformen das Wesen der Entelechie in ihren Beziehungen zu Krankheit und Gesundheit vielgestaltig beschrieben. 166

Denken, Fühlen und Wollen machen die dreifache Tätigkeit des geistigen Organismus des menschlichen ICHs aus; jedes Glied dieser Seelentätigkeiten hat sich, wenn Gesundheit herrschen soll, in der physischen Welt in irgend einer Form zu realisieren. Diesen Seelentätigkeiten entsprechen reale Lebensräume, an deren Weite sich die Macht der herrschenden Entelechie einer Persönlichkeit ermessen läßt. Die Lebensräume sind: Kunst, Religion und Wissenschaft.

Eine harmonische Tätigkeit des Menschen in diesen Lebensgebieten wirkt im Sinne Goethes auf die physische und geistige Natur gesundend und gesunderhaltend, weil in ihnen die Entelechie selbst in harmonischer Weise herrscht. [35]

Es ist die Aufgabe der Gesamtmenschennatur, die Dreigliedrigkeit ihrer seelischen Organisation in die Einheit der Entelechie heraufzuführen. Das Schöpfertum des Menschen, das sich in Wissenschaft und Kunst auslebt, ist durch die Beziehung, die zwischen beiden Lebensgebieten besteht, unmittelbar in den Steigerungsprozeß, in dem die höhere Einheit, die Entelechie zur Geltung kommt, hinaufgeführt. Davon aber, daß diese Einheit in der Entelechie erlangt wird, hängt die höhere Gesundheit, die Existenz des Menschen ab.

Die Wahrnehmung der Entelechie, allgemein, die Erkenntnis der ideellen Natur des Menschen ist, wie sie im höchsten Sinn als gestaltendes Element in der Kunst erscheint, auch Funktion der Religion und Aufgabe der Naturerkenntnis. Diese Lebensgebiete können in diesem Sinne als Ausdruck eines geistigen Organismus erkannt und umfassend als Ausdruck einer Organtätigkeit angeschaut werden, die in einem inneren und notwendigen Zusammenhang mit der physischen Organtätigkeit steht. Die Erkenntnis der Bedeutung der geistigen Natur des Menschen ist eine Aufgabe, die mit zur Gesundheit seines Wesens gehört.

¹⁶⁶ Vgl. auch Goethe, »Das Märchen«. Die Seelenkräfte erscheinen hier in Gestalt dreier Könige.

Dies fordern in der Goetheschen Dichtung die Schicksalsmächte vom Menschen als Erfüllung seiner eigentlichen Funktion:

»Schaut mit den Augen des Geistes hinan. In Euch lebe die bildende Kraft, Die das Schönste, das Höchste hinauf, Über die Sterne das Leben trägt. «¹⁶⁷

Die entelegisch bildende Kraft in uns gilt es zu entwikeln, in der Stärke ihrer Entfaltung liegt die vollkommene Heilkraft, liegt die reine unverletzliche Existenz selbst.

Mit ihrer Schilderung schließt die Dichtung Wilhelm Meisters Lehrjahre. Wilhelm Meisters Wanderjahre zeigen uns auf neuer Stufe eine entsprechende Entwicklung. (Felix, der Sohn des Wundarztes Wilhelm Meister, ist nach einem gefährlichen Sturz aus schwerer Ohnmacht durch einen Aderlaß erweckt und schläft bald in den Armen des Vaters gebettet ein. Wilhelm ruft, beglückt über die Rettung seines Sohnes, das Folgende aus):

»Wirst Du doch immer aufs neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes, und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt, von innen oder von außen.«168

VII. Zusammenfassung

Diese Arbeit hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Bild der Krankheit innerhalb der Goetheschen Natur- und Geistesanschauung zur Betrachtung zu bringen. Dabei wurde der Versuch unternommen, »Krankheit« als einen Schlüsselbegriff allgemeiner Art zu fassen (vgl. Einleitung). Dieser Schlüsselbegriff soll die Naturanschauung (insbesondere diejenige der medizinischen Wissenschaft) und die allgemeine Geistesanschauung, die Goethe sich über das Wesen der Krankheit gebildet hat, in gleicher Weise umfassen.

Zunächst wurde versucht, ein Verständnis der Erkenntnisweise Goethes zu gewinnen (Kapitel I), deren Vielgestaltigkeit uns immer von neuen Seiten her Zugang zu den verschiedenen Formen seiner Krankheitsanschauung schaffen kann.

¹⁶⁷ Wilhelm Meister, Lehrjahre, Goethes Werke, Bd. 2, Romane II, S. 565; Exequien der Mignon, Kap. VIII, S. 565.

¹⁶⁸ Wilhelm Meister, Wanderjahre, Goethe Romane Bd. II, S. 1018.

Die Betrachtung des Krankheitserlebnisses Goethes innerhalb seines Lebensganges konnte dann als Fundament dieser Krankheitsanschauungen dienen, indem sie den unmittelbaren Zusammenhang mit direkten Erfahrungen aufzeigt (Kapitel II). Daran konnten sich die Krankheitsanschauungen, wie sie sich im Rahmen der Entwicklung der Naturideen einschließlich der Entwicklung des Menschenbildes bei Goethe vorfinden, anschließen. Die für das Bild vom Wesen und von der Bedeutung der Krankheit besonders charakteristischen Anschauungen Goethes wurden in den drei letzten Abschnitten dieser Arbeit »Das Wesen der Krankheit (Nosos) und Gesamtnatur«, »Krankheit und ICH-Natur (Pathos)«, »Leibesbildung und Entelechie (Ethos = die Idee des Menschseins)« in Zusammenfassung als »ethisches Phänomen« dargestellt.

Goethe ging im Rahmen seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten durchaus an diejenige Erscheinung heran, die wir vom Standpunkt der Pathologie aus als »Nosos« (vgl. Einleitung) zu bezeichnen haben. Diese Erscheinungen regten ihn vielfach zu seinen Forschungen an – für die endgültige Ausgestaltung seines Krankheitsbildes, das er erst bei der Betrachtung der Menschennatur in ihrer physisch-geistigen Einheit zum Abschluß brachte, hatten sie jedoch nur untergeordnete Bedeutung.

Die nosologischen Ansatzpunkte, die sich in den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes finden¹⁶⁹, sind uns wichtig, wenn wir zurückschauend auf das zur Darstellung Gelangte uns einen zusammenfassenden Begriff über Goethes Krankheitsbild machen wollen.

Innerhalb Goethes naturwissenschaftlich-morphologischen Arbeiten findet sich eine Abhandlung über »pathologisches Knochenwachstum«. In dieser Abhandlung wird das Verhalten eines geschädigten Lebendigen hervorgehoben; auf die Schilderung der Reaktion des Organismus auf die Schädigung hin ist da das Schwergewicht gelegt. In ähnlicher Weise erscheint das Krankheitsphänomen in botanischen Arbeiten. ¹⁷⁰ (Es ist bereits in Kap. III und in Kap. IV auf die betreffenden Abschnitte der naturwissenschaftlichen Schriften Bezug genommen.)

Die Gedanken über die pathologische Knochenlehre¹⁷¹ führen Goethe durchaus nur zur Darstellung der »Gegenwirkung des gesunden Ganzen«, wie sich das organische Leben »auf eigene Weise wehrt und wieder herstellt«.

¹⁶⁹ Rudolf Virchow weist in seinem Buch »Goethe als Naturforscher« auf die Bedeutung der Gedanken Goethes zur Pathologie hin.

Vgl. Goethes Naturwissenschaftliche Schriften Bd. 1, S. 189 und S. 474. »Die Krankheit des Hopfens«, »Die merkwürdige Heilung eines Baumes« (ebenda), S. 181, »Nacharbeiten und Sammlungen« (ebenda), S. 150, weitere Abschnitte S. 147.

¹⁷¹ Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins, Naturwissenschaftliche Schriften, Bd. 1, S. 363.

Wie genau auch das pathologische Geschehen Punkt für Punkt aufgefaßt wird, so ist es Goethe in seinem Zusammenhang doch nur Mittel zum Zweck. Indem Goethe selbst alle Stufen verfolgt von der Frakturierung des Knochens bis zur Sequesterbildung, zeigt er, daß das Leben eines Organismus durch Einflüsse der Außenwelt wohl gestört, verkümmert, eingeschränkt, nicht aber geregelt, seinem Wesen nach bestimmt werden kann.

»Die organischen Bildungskräfte ziehen sich im Falle einer solchen Störung zunächst zurück, sondern sich von dem störenden Körper ab und entwickeln sich ihrer eigenen Natur nach weiter.«¹⁷²

Damit wird in der Betrachtung der (pathologische) Gesichtspunkt schon wieder verlassen, und über das Wesen des Krankhaften erfahren wir erst wieder, wenn sich Goethe den Bereichen in seiner Betrachtung nähert, in denen die Krankheit in ihrer Pathosbedeutung erscheint.

Goethes Krankheitsschilderungen entspringen fast durchgehend den Bereichen des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Aus dem Geistesleben schöpft er Erfahrungen über Ausdehnung, Bedeutung und Wirkung der Krankheit. Diese Arbeit war der Darstellung der Goetheschen Betrachtungsweise vom Wesen der Krankheit als Ganzes zugewendet. Dem Prinzipiellen in Goethes Anschauungen sollte nachgegangen werden; es wurde deshalb vorwiegend danach gestrebt, dem erkenntnistheoretischen Wege zu folgen, der durch Goethes Werk führen kann.

Deshalb mußte auf die Darstellung vieler Krankheitsschilderungen, die sich in Goethes Werken finden (Werther, Tasso, Wilhelm Meister [Mignon und der Harfner] sowie der hygienische Aspekt in der »Iphigenie« und dann das die Krankheitsproblematik aufs genaueste schildernde künstlerische Drama »Lila« und nicht zuletzt entsprechende Motive in der »Pandora« oder im »Faust«), verzichtet werden, weil sie, indem sie tief auf zukünftige psychiatrische Problembehandlungen lenken, vorläufig zu weit von dem eingeschlagenen Weg abgeführt hätten. Vieles von dem, worauf hier verzichtet werden mußte, findet sich bei Friedrich Husemann »Goethe und die Heilkunst«.

An dieser Stelle sei aber darauf hingewiesen, daß sich in den hier angeführten Werken Goethes bis ins Einzelne gehende Schilderungen krankhafter Seelenzustände finden, so daß manche von ihnen direkt in der starken Ausprägung ihrer krankhaften Eigenarten als Beispiele in einem psychiatrischen Lehrbuche stehen könnten.¹⁷³

¹⁷² Vgl. Goethes Naturwissenschaftliche Schriften, Bd. I, S. 365, Anmerkungen.

Auf solche psychologisch-psychiatrischen Motive in Goethes Werken weist Bumbke in seinem Lehrbuch der Geisteskrankheiten (S. 26 und 87) hin. Friedrich Husemann hat in »Goethe und die Heilkunst« die Schilderung einiger Gestalten aus Goethes Dichtungen in ihrer Beziehung zur Seelenheilkunde durchgeführt.

Hier kam es nur darauf an, die wesenhaften Funktionen und Beziehungen der Krankheit innerhalb der Goetheschen Gesamtweltansicht herauszuarbeiten.

Indem wir hier von der außermenschlichen Natur weitgehend abgesehen haben und ganz auf die geistig-anthropologische Bedeutung des Krankheitswesens hingeführt wurden, gelangten wir zu Goethes Anschauung, daß dieses Krankheitswesen ausgesprochen der menschlichen Natur in Niederungs- und Steigerungsprozessen zugehörig ist! Dies führt uns zu den abschließenden ethischen Aspekten für den Kranken und den Arzt!

Die Krankheit ist ihrem Wesen nach nichts Einheitliches, sondern sie stellt, indem sie als Vereinseitigung in die verschiedensten Richtungen des organischen Lebens erkannt ist, eine Summe von Diabolien dar, die immer einen Mittelzustand »Steigerung« (Gesundheit) voraussetzt (doch nicht als Ergebnis von Polaritäten verstanden), von dem sich der Organismus aus den verschiedensten inneren und äußeren Gründen entfernen kann und sich damit an die Außennatur verliert (Polarisierung der Seinsgegebenheiten – Diabolie).

Die Pole (Gegensatzpaare), die so die verschiedenen Formen der Krankheit ausmachen, erscheinen als

Solidarisierung – Auflösung, Erstarrung – Zerfall,

Zusammenziehung – Ausdehnung. [15]

Asthenische – hypersthenische Zutände erscheinen, wenn sie manifest werden, als Krankheit.

In diesem Sinne finden wir in der medizinisch-naturphilosophischen Gedankenschule des 19. Jahrhunderts (Ferdinand Jahn u.a.) den Hinweis, daß die Krankheiten sich verselbständigende, individualisierende und spezifische Abirrungen von der menschlichen Gesamtkonstitution darstellen.

Gesundheit ist dagegen produktive Steigerung und äußert sich in einem labilen Gleichgewicht zwischen den verschiedensten Wirkungen dieser Extreme. In diesem Kräftespiel kann die Reaktionsfähigkeit des Organismus vielmals Krankheitszustände hervorbringen, für die die Bezeichnung »gesunde Krankheit« zutrifft, d.h. ein Krankheitszustand, vermöge dessen etwas Positives für den »Gleichgewichtszustand«, für die Gesundheit des Organismus geleistet wird.

Charakteristisch für Goethes Anschauung vom Wesen der Krankheit ist, daß er im Hinblick auf das Naturganze ihr Phänomen erst dann als vollkommen beobachtet ansieht, wenn zu der Schädlichkeit eine lebendige Folge von Reaktionen tritt, die in dem psychisch-geistigen Kategorienreich des Menschen erst zum Abschluß gelangt. Deshalb ist Krankheit und Heilung wesenhaft mit der Menschennatur verbunden.

Im Hinblick auf die geistige Entwicklung des Menschen schildert Goethe die Krankheit in unmittelbarer Verknüpfung mit der Bewußtseinsentwicklung. Durch die Bewußtseinsentwicklung sprengt der Mensch die ursprüngliche Einheit, in der er mit dem Naturleben stand, und zugleich wird auch seine eigene biologische Organik aus dem Gleichgewicht gebracht.

Die Art der Krankheitsentstehung hat Goethe scharf ins Auge gefaßt. Er will die Wirkungen des »Inneren nach außen« ebenso anerkannt wissen, wie diejenige des »Äußeren auf das Innere« anerkannt wird; in seinem Sinne ist gerade in ersterer Beziehung das eigentliche Wesen der Krankheit in ihrem Grunde berührt.

Besondere Bedeutung gewinnt die Krankheit im Zusammenhang der Betrachtung altersdispositioneller und schicksalsmäßiger Zustände der Persönlichkeit.

Goethe gewinnt eine besondere Anschauung über das Wesen der Altersdisposition. Die Formen der Krankheit und deren Überwindung sind durch die möglichen Einseitigkeiten der menschlichen Konstitutionen (Temperamente u.a.) gegeben, sie hängen ab von dem Grade der Produktivität, wobei der Krankheit in der Jugend gehemmte, im Alter gesteigerte Produktivität zugrunde liegt.

Goethe hatte während seines ganzen Lebens Krankheit an sich selbst immer wieder zu erleben, mehrmals hat sie ihn an die Grenze des Todes geführt, immer wieder hat er sie als Schicksal empfunden, wenn er sich durch sie verwandelt, gereinigt, veredelt fühlen konnte und in einen neuen Lebenszusammenhang zu treten vermochte.

Der Inhalt seiner Krankheitsanschauung ist deshalb innerhalb seiner Natur- und Geistesanschauung vom »Pathos« getragen, in dem ein aus der Erfahrung geschöpftes, durch philosophisches Denken objektiviertes Krankheitserlebnis zu einer allgemein menschlichen Bedeutsamkeit erhoben ist.

Nosos - Pathos - Ethos.

Gedanken zur dosierten Inflation und zum Ausgleich ihrer Folgen auf dem Kapitalmarkt

Fritz Andres

Das Problem

Wer die Gründe für die ständig schwankende konjunkturelle Entwicklung und für die Arbeitslosigkeit nicht nur in den Angebotsbedingungen wirtschaftlicher Betätigung sucht, sondern sich auch der Bedeutung der Nachfrageseite der Wirtschaft bewußt ist, wird sich mit besonderer Aufmerksamkeit der Frage zuwenden, wie die Geldseite der Wirtschaft in einen kontinuierlichen Fluß gebracht werden kann, damit das Angebot von Waren und Dienstleistungen seinen laufenden Absatz findet. Denn der Geldstrom trägt den Warenstrom oder muß ihn doch tragen, wenn der Konjunkturzusammenhang gewahrt und Vollbeschäftigung auf Dauer gesichert werden soll¹).

Der Geldstrom nimmt den Warenstrom auf, wenn die Geldmenge der Menge der produzierten Güter und Dienstleistungen laufend angepaßt wird. Aber auch das Strömungsverhalten beider Seiten muß sich entsprechen. Auf der Angebotsseite ist es in der Regel eine gegebene Größe. Wie aber erreicht man einen entsprechenden Strom auf der Nachfrageseite? Wie läßt sich die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes stabilisieren?

S. Gesell, R. Steiner und andeutungsweise auch J. M. Keynes sahen die Lösung des Problems darin, dem Geld Durchhaltekosten aufzuerlegen. Alle liquiden Mittel sollten mit einer Abgabe belastet werden, durch die ihr Inhaber ökonomisch unter Druck gesetzt wird, seine Kaufkraft auszugeben, zu verleihen oder aber zu verschenken. Eine ökonomische Last würde so dem aus vielfältigen Gründen bestehenden Hang zur Liquidität entgegenwirken, die Kontinuität des Geldstroms wäre gesichert. Die Geldmenge könnte laufend an die Veränderungen des Angebots von Waren und Dienstleistungen angepaßt werden, ohne daß die Auswirkungen dieser Maßnahmen auf das Preisniveau durch Schwankungen der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes

¹⁾ Zum Verhältnis des Geldes zur Ware vgl. E. Behrens: »Der Geldstrom trägt den Warenstrom« in »Fragen der Freiheit« Heft 216 und »Warum soll das Geld altern? – Wie das Geld den Kreislauf der Volkswirtschaft beeinflußt« in Heft 234.

gestört würden. Dauerkonjunktur und Vollbeschäftigung wären bei stabilem Geldwert erreichbar²).

Aber es ist offensichtlich schwer, Wissenschaft und Politik von der Notwendigkeit einer solchen Liquiditätsabgabe zu überzeugen. Auch wenn es unverkennbar in diesem Jahrhundert wichtige Fortschritte in Währungstheorie und -politik gegeben hat, auch wenn gerade das Konzept der Geldmengensteuerung, dem die Deutsche Bundesbank seit langem folgt, – von einem problematischen Geldmengenbegriff einmal abgesehen – einen großen Fortschritt darstellt und eigentlich als nächster logischer Schritt sich die Frage nach der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes und ihrer Regulierung stellen müßte, so gibt es doch kaum Anzeichen dafür, daß dieses Problem gesehen, geschweige denn, daß es angepackt wird.

Der Weg der dosierten Inflation

Da liegt es nahe zu prüfen, ob der ökonomische Druck auf die Liquidität, der den Geldumlauf sichert, nicht auch durch eine bewußte und offene Politik der dosierten Entwertung des Geldes erzeugt werden kann.

Sieht man in der Arbeitslosigkeit neben der Umweltzerstörung das schwerste wirtschaftliche Übel unserer Zeit, dann muß jedes Mittel, das zu Vollbeschäftigung führen könnte, mit allem Ernst geprüft werden. Dazu gehört, daß die schädlichen Wirkungen auch einer dosierten Inflation nicht unter den Teppich gekehrt werden, dazu gehört aber auch, daß sich die Kritik auf ein optimiertes Modell der dosierten Inflation einläßt und sich nicht an behebbaren Mängeln oder gar an Tatbeständen, die mit der dosierten Inflation nichts zu tun haben, festbeißt.

Daß eine konstante Inflationsrate überhaupt erreicht bzw. aufrechterhalten werden kann, weil es bei bewußt angekündigter und durchgeführter Inflationspolitik ab einer noch zu ermittelnden Mindest-Entwertungsrate gelingt, die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes und damit die andere, neben der Geldmenge für die Steuerung des Preisniveaus entscheidende Größe zu stabilisieren – dies soll hier nicht nachgewiesen, sondern vorausgesetzt werden. Für den Nachweis wird auf die Beiträge von E. Behrens und R. Geitmann in »Fragen der Freiheit« Heft 234 verwiesen³). Im

²) Darstellungen dieser Zusammenhänge finden sich u.a. bei Silvio Gesell »Die Natürliche Wirtschaftsordnung«, Band 11 der Gesammelten Werke, Lütjenburg 1991; Dieter Suhr »Geld ohne Mehrwert«, Frankfurt 1983, Helmut Creutz »Das Geldsyndrom«, München 1993

³⁾ Eckhard Behrens: »Warum soll das Geld altern? – Wie das Geld den Kreislauf der Volkswirtschaft beeinflußt« (Seite 3–18); R. Geitmann: »Der Inflationsausgleich im Zins« (Seite 39–47).

vorliegenden Aufsatz soll vielmehr dargestellt werden, was einerseits zu einer optimal ausgestalteten dosierten Inflation, insbesondere auf dem Kapitalmarkt, dazugehört, und welche Mängel auf der anderen Seite auch bei bestmöglicher Durchführung mit der dosierten Inflation untrennbar verbunden bleiben.

Inflation heißt Minderung der Kaufkraft des Geldes im Zeitverlauf. Dosierte Inflation bedeutet einen festen, konstant bleibenden jährlichen Entwertungssatz. Die auch bei optimaler Gestaltung der dosierten Inflation wirklich unvermeidbaren Schäden bestehen – das sei hier zunächst einmal behauptet – ausschließlich in einer Erschwerung des Rechnens. Das allerdings ist nicht wenig. Da sämtliche Preise und Leistungsentgelte im Zeitablauf dauernd in ein erweitertes Geldangebot hineinwachsen, d.h. steigen müssen, ergeben sich Erschwernisse überall dort, wo heute Entscheidungen mit Wirkung für die Zukunft getroffen, Verbindlichkeiten eingegangen und abgewickelt oder durchgeführte Entscheidungen nachkalkuliert werden müssen. Kalkulationen für die Zukunft können zwar zunächst schadlos, wie bei stabilem Geldwert, in heutigen Preisen berechnet werden. Die Erschwernisse der laufenden Anpassungen und der Nachkalkulation sind jedoch nicht zu vermeiden⁴). Dauerschuldverhältnisse wie Mieten, Pachten, Tarife usw. können im Prinzip der Inflationsentwicklung durch Aufnahme von Indexklauseln in die Verträge angepaßt werden. Aber die Indexierung bedarf nach § 3 des Währungsgesetzes der Genehmigung durch die Deutsche Bundesbank, welche sie nur unter sehr restriktiven Voraussetzungen erteilt. Die Aufhebung des Genehmigungsvorbehalts durch den Gesetzgeber oder aber die Erteilung von Generalgenehmigungen durch die Deutsche Bundesbank würden diese Methode, die Inflationsfolgen auszugleichen, allgemein ermöglichen. Sollte sie sich dann, wie zu erwarten, nach einer gewissen Zeit überall durchsetzen, so könnte man an die Einführung einer gesetzlichen Ver-

⁴) Für das betriebliche Rechnungswesen ist in diesem Zusammenhang von Bedeutung, daß die Inflation bei der Fortschreibung der Wertansätze in den Unternehmensbilanzen schon heute unzureichend berücksichtigt wird. Insbesondere dürfen Abschreibungen nach dem geltenden Recht nur von den Anschaffungswerten vorgenommen werden. Sie repräsentieren daher in inflatorischen Zeiten immer weniger den echten Werteverzehr und führen zum Ausweis von Scheingewinnen. Eine konsequente Berücksichtigung der Inflation würde eine laufende Anpassung der Restbuchwerte und der Abschreibungen entsprechend der Inflationsrate erforderlich machen. Kalkulatorische Zinsen dürfen dann allerdings auch nur noch in Höhe des üblichen Realzinses zum Ansatz kommen. Vergegenwärtigt man sich darüber hinaus die bilanziellen Konsequenzen einer Anpassung von Schuldsalden und Tilgungsraten bei Krediten und Guthaben, wie sie auf den folgenden Seiten behandelt wird, so ergibt sich, daß letztlich keine Größe der Aktiv- und der Passivseite der Bilanz von der Notwendigkeit der Anpassung an die Inflation unberührt bleibt. Das betrifft auch die Rückstellungen, die Rücklagen und das Eigenkapital. Das Betriebsergebnis als Saldo von Aktiv- und Passivseite weist dann automatisch in jedem Jahr den realen Unternehmensgewinn oder -verlust aus.

mutung denken, die in Verträgen eine Anpassung an die Inflation als gewollt unterstellt, sofern sie nicht ausdrücklich ausgeschlossen ist.

Es ist keine Frage, daß selbst bei *schwankenden* Inflationsraten alle diese nominellen Änderungen durch Indexierung ausgeglichen werden können, so daß die real gewollten Leistungsbeziehungen zur Durchführung kommen. Einnahmen und Ausgaben der Haushalte und Unternehmen sowie die vereinbarten Leistungsbeziehungen bleiben dann in dem Verhältnis, das sie ohne Inflation zueinander hätten, bestehen. Verschiebungen gibt es nur dort, wo die Anpassung an die Inflation nicht laufend, sondern in zu großen Abständen oder in unzureichendem Maße erfolgt.

Erst recht gilt dies alles, wenn es gelingt, die Inflationsrate zu stabilisieren und damit vorhersehbar zu machen. Streng genommen könnte man sich dann sogar die Indexierung sparen und die nominelle Höhe zukünftiger Zahlungen schon heute festlegen. Aber auf den Vorbehalt, daß die vorhergesagte Inflationsrate auch tatsächlich eintritt, wird zunächst niemand verzichten wollen. Und es mag auch durchaus einmal gute Gründe für eine Änderung der Inflationsrate geben, etwa um Irritationen der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes zu begegnen, so daß sich eine Beibehaltung der Indexierung bei längerfristigen Verträgen auf jeden Fall empfiehlt.

Im Ergebnis müßte es jedenfalls gelingen, den Zustand des sog. inflatorischen Gleichgewichts herbeizuführen, in dem sämtliche Auswirkungen der Inflation auf Vertragsverhältnisse jeder Art durch Anpassung kompensiert werden, so daß sich die Leistungsbeziehungen im Ergebnis so gestalten, als gäbe es keine Inflation. In diesem Zustand hat die Inflation daher auch keine Verteilungswirkungen und führt zu keinerlei Ungerechtigkeiten.

Die einzige Wirkung, die bleibt und die sich auch durch Vereinbarung bzw. Indexierung nicht ausgleichen läßt, besteht in der Entwertung der liquiden Mittel, also in dem den Geldumlauf stabilisierenden Effekt – und einzig um den geht es bei dem Konzept der dosierten Inflation.

Zwei Wege zur Berücksichtigung der Inflation bei Kapitalforderungen

Auf dem Kapitalmarkt bedeutet Inflation eine kontinuierliche Entwertung der Gläubigerforderungen bzw. Schuldsalden und Tilgungsraten. Im wesentlichen gibt es zwei Methoden, mit denen diese Inflationswirkungen ausgeglichen werden können:

Die eine, heute übliche, besteht in einem Zinssatz (Nominalzins), der den eigentlich sich marktmäßig ergebenden Zins (Realzins) um die *erwartete* Inflationsrate übersteigt.

Die andere indexiert die Schuldsalden und Tilgungsraten, korrigiert diese beiden Größen also kontinuierlich um die *tatsächlich eingetretene* Inflationsrate mit der Folge, daß ein Inflationsausgleich im Zins nicht mehr erforderlich ist und sich marktmäßig auch nicht einstellen würde, denn kein Schuldner wäre bereit, dem Gläubiger die inflationsbedingte Entwertung seiner Forderung auf doppeltem Wege zu ersetzen. Eine solche Indexierung, wie sie bei Mieten, Pachten, Leibrenten usw. schon lange üblich ist, würde auch bei Kapitalforderungen deren realen Werterhalt sichern. Der Ausgleich für den Wertverlust erfolgte direkt im Bestand, d. h. bei der Kapitalforderung, nicht, wie heute, über einen erhöhten Ertrag (Zins). Die Unterscheidung zwischen Nominalzins und Realzins, die nur wegen des Zinsbestandteils, der die Inflation ausgleichen soll, erforderlich ist, würde überflüssig. Der Zins wäre immer nur Realzins, und gelänge es, ihn durch Kapitalvermehrung zu überwinden, so wäre er auch bei einer dosierten Inflation vom Tisch.

Die Nachteile des Inflationsausgleichs im Zins und ihre Beseitigung durch Indexierung der Kreditverträge

Die heute vorherrschende Methode des Inflationsausgleichs bei Kapitalforderungen ist die über einen erhöhten Zins. Sie ist im wesentlichen durch vier Nachteile gekennzeichnet:

1. Die vorgezogene Realtilgung⁵):

Der Inflationsausgleich im Zins bewirkt zwar nicht nominell, aber real eine vorzeitige Tilgung des Kredits. Ein Beispiel möge die Zusammenhänge verdeutlichen:

- Bei stabilem Geldwert und einem Zins von z.B. 4% (Realzins) führen nominell gleichbleibende Leistungsraten (Zins und Tilgung) auch zu einer real gleichmäßigen Verteilung der Belastung des Schuldners auf die Laufzeit des Kredits.
- Besteht dagegen eine Inflationserwartung von 6% und steigt der Zins zu deren Ausgleich auf 10% (Nominalzins), so bedeutet das in der Anfangsphase der Kredittilgung eine real überdurchschnittlich hohe Belastung des Schuldners (im ersten Jahr beträgt allein die reale Tilgung über den Zins 6% der Darlehenssumme!). Formell gesehen wird die Differenz zwischen Real- und Nominalzins zwar nicht als Tilgung ver-

⁵) siehe dazu insbes. R. Geitmann: »Der Inflationsausgleich im Zins« in »Fragen der Freiheit« Heft 234, Seite 39–47 und den Auszug aus dem Gutachten der »Expertenkommission Wohnungspolitik« über »Das Liquiditätsproblem bei Inflation« in diesem Heft.

bucht, weil auch die Kapitalforderung nicht der Inflationsentwicklung angeglichen wird. Rechtlich, buchhalterisch und auch steuerlich wird sie vielmehr voll als Zinsertrag behandelt. Doch darf das nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Umverteilung, d.h. die Vermögensverschiebung vom Schuldner auf den Gläubiger nur in Höhe des Realzinses stattfindet und der überschießende Teil dem Ausgleich der inflatorischen Entwertung der Kapitalforderung des Gläubigers dient, allerdings mit der bedeutsamen Besonderheit, auf die es hier ankommt, daß dieser Inflationsausgleich sich an dem jeweiligen und nicht an dem durchschnittlichen Stand der Kapitalforderung orientiert und daher zu Beginn der Kredittilgung, bei noch hohem Schuldsaldo, überdurchschnittlich hoch ist, dann mit dem Stand der Kapitalforderung sinkt und gegen Ende der Kredittilgung gar nicht mehr ins Gewicht fällt.

Man kann sich die vorgezogene Realtilgung auch mit der Überlegung klarmachen, daß eine nominell konstante Annuität um so höher angesetzt werden muß, je höher die Inflationsrate und damit die Entwertung der Annuität während der Tilgungszeit sein wird. Da die Annuität nominell zwar konstant bleibt, real aber im Zeitablauf sinkt, muß sie auf einer Höhe festgesetzt werden, bei der in der Anfangsphase die spätere Entwertung kompensiert wird. Je höher die Inflationsrate, je steiler folglich das reale Gefälle zwischen der ersten und der letzten Annuität, desto größer ist auch – bei nominell gleichen Annuitäten – die reale Belastung zu Beginn, die notwendig ist, um die infolge der Entwertung geringere Belastung in späteren Phasen der Kredittilgung auszugleichen.

- Bei einer extrem hohen Inflationsrate, die hier der einfacheren Berechnung halber einmal mit 50% p.a. angenommen werden soll und die bei gleichbleibendem Realzins von 4% zu einem Nominalzins von 54% führt, werden im ersten Jahr nominell 50% des Kredits über den erhöhten Zins als Inflationsausgleich zurückgezahlt. Selbst bei Berücksichtigung der Entwertung nach dem ersten Jahr beträgt die Realtilgung des Kredits über den Zins immer noch 33 ½ %!

Grundsätzlich gilt, daß sich der Erwerb eines Vermögensgegenstandes, sofern der Preis seinem kapitalisierten Ertrag entspricht, aus diesem Ertrag auch finanzieren lassen muß. Der Kredit, der zur Anschaffung der Investition aufgenommen wird, muß aus ihrem Ertrag verzinst und aus ihren Abschreibungen getilgt werden können. Übernimmt jedoch der Zins zusätzlich die Funktion des Ausgleichs für die inflatorische Entwertung der Kapitalforderung, so reicht der nur allmählich der Inflationsentwicklung folgende Ertrag der Investition in der Anfangsphase zu seiner Begleichung nicht mehr aus. Die überdurchschnittlich hohe Anfangsbelastung muß

dann entweder durch Eigenkapital ausgeglichen werden oder die Investition unterbleibt⁶). Mit steigender Inflationsrate wird daher der notwendige Eigenkapitalanteil des privaten oder gewerblichen Investors immer höher. Für den Zusammenhang von Inflation und Konjunktur bedeutet das, daß es eine Rate unterbliebener Investition gibt, die mit der Inflation steigt. Die auffällige Parallele von Inflation und Zins einerseits und Konjunkturschwäche und Arbeitslosigkeit andererseits findet hier eine plausible, wenn auch sicher noch nicht vollständige Erklärung. – Die Problematik der vorgezogenen Realtilgung besteht natürlich in erster Linie für kleine und mittlere Investoren, also vor allem im Wohnungsbau, während größere Unternehmen, die mit mehreren Krediten arbeiten, i.d. R. die hohe Anfangsbelastung aus neuen mit der unterdurchschnittlichen Belastung aus auslaufenden Krediten kompensieren können (vergl. auch Fußnote 6)⁷).

2. Das Auseinanderdriften von erwarteter und tatsächlicher Inflationsrate: Der zweite, wesentliche Nachteil des Inflationsausgleichs im Zins besteht darin, daß ihm eine *erwartete* Inflationsrate zugrunde liegt. Denn wenn die *tatsächliche* Inflation einen davon abweichenden Verlauf nimmt, wird der

⁶⁾ Die dritte Möglichkeit bestünde in der Aufnahme eines zweiten Kredits, der im betriebswirtschaftlich optimalen Fall successive zur Abdeckung der überdurchschnittlichen Tilgung der Anfangsphase des Hauptkredits ausbezahlt und später aus der Differenz zwischen gedachter durchschnittlicher und tatsächlich unterdurchschnittlicher Tilgung zurückgezahlt wird. Da die Auszahlung des zweiten Kredits ausschließlich der Tilgung des ersten dient, wird durch ihn das Kreditvolumen insgesamt nicht erhöht. Beide Kredite übereinandergelegt ergeben, wie im Falle der Indexierung, eine nominell zwar ansteigende, real jedoch konstant bleibende Belastung des Schuldners.

⁷⁾ Für die Befürworter einer kommunalen Bodenpolitik mit dem Erbbaurecht sei hier darauf hingewiesen, daß einer aktiven Erbbaurechtspolitik, d.h. dem Ankauf von Grundstücken durch die Kommune zwecks Vergabe im Erbbaurecht, meist das Problem der Finanzierung des Erwerbs im Wege steht: in inflatorischen Zeiten liegt eben, solange der Inflationsausgleich im Zins erfolgt, der Zins für den Erwerbskredit i.d.R. deutlich über dem Erbbauzins, der die inflatorische Entwicklung erst im Laufe der Zeit durch Anpassung berücksichtigt. Die Indexierung von Krediten würde dazu führen, daß der Zins für den Kredit, mit dem ein Grundstück erworben werden kann, nicht höher ist als der Erbbauzins, der aus dem gleichen Grundstück zu erzielen ist. Der Kreditzins könnte also aus den Erbbauzinseinnahmen beglichen werden. Die allmähliche Erhöhung der Annuität als Folge der Indexierung würde, soweit sie den Zinsanteil betrifft, durch die Anpassung des Erbbauzinses an die Inflationsrate aufgefangen. Die Gemeinde wäre also, was ihre finanzielle Belastung betrifft, im Prinzip in der Lage, unbegrenzt Grundstücke zu kaufen und im Wege des Erbbaurechts der privaten Nutzung zuzuführen, da der für den Erwerbskredit aufzubringende Zins und der Erbbauzins sowohl am Anfang wie auch in ihrer Entwicklung die gleiche Höhe hätten. Die Tilgung des Kredits müßte dann irgendwann einmal aus Eigenmitteln der Gemeinde begonnen werden, könnte aber im weiteren Verlauf aus dem sich dann ergebenden Überschuß des Erbbauzinses über die infolge der Tilgung niedrigeren Kreditzinsen geleistet werden. Im übrigen dürfte die Tilgungszeit bei Krediten, mit denen Grundstücke angeschafft werden, wegen der Unverbrauchbarkeit des Bodens ohnehin nur eine untergeordnete Rolle spielen.

einmal festgelegte Zinssatz in der Regel nicht mehr korrigiert. Zunächst zwingt daher die Festschreibung der Inflationserwartungen im Zins die Beteiligten am Kapitalmarkt, sich Gedanken über die zukünftige Entwicklung der Inflationsrate zu machen. Sparer, Kreditvermittler sowie Schuldner und Investoren werden so zwangsläufig zu währungspolitischen Spekulanten, und wenn es bei einer unabhängigen Notenbank auch nicht wahrscheinlich ist, wird man den Versuch vor allem des Staates als Schuldner doch nicht ausschließen können, die Inflationsrate zur eigenen Entlastung zu beeinflussen. Sparen und vor allem Investieren stellt aber an die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen, ohnehin schon hohe Ansprüche. Es bedeutet daher eine schwerwiegende Belastung des Kapitalmarkts, daß sich die Beteiligten außerdem auch noch mit der Frage zukünftiger Inflationsraten befassen müssen. Eben von dieser Last befreit die Indexierung die Kapitalmärkte, indem sie nur noch die tatsächliche Inflationsrate maßgebend sein läßt und dadurch die Sphäre des Sparens und Investierens von der der Spekulation trennt.

Jede Abweichung der tatsächlichen von der erwarteten Inflationsrate begünstigt stets den einen Vertragspartner und benachteiligt den andern. Es findet, je nach der Richtung der Abweichung, eine über den Realzins hinausgehende oder ihn mindernde Umverteilung statt.

Jeder private Bauherr, der den Bankkredit aus seinem laufenden, in der Regel mit der Inflation steigenden Einkommen tilgen muß, jedes Unternehmen, dessen nominelle Erlöse mit der *eingetretenen* Inflation steigen, dessen Kredite im Nominalzins jedoch eine *erwartete* Inflationsrate bindend berücksichtigen, erfährt so eine unvorhergesehene Erleichterung, wenn die tatsächliche Inflationsrate und damit seine Einkommens- bzw. Erlösentwicklung *über* der erwarteten, im Kreditzins berücksichtigten Inflationsrate liegt, kommt jedoch unvermeidlich in eine Phase unvorhergesehen hoher Belastung oder gar in Zahlungsschwierigkeiten, wenn die tatsächliche Inflationsrate und damit die Entwicklung der eigenen Einkommen bzw. Erlöse *unter* den im Zins festgeschriebenen Inflationserwartungen zurückbleibt.

Auch dieser Nachteil des Inflationsausgleichs im Zins ist, vor allem in der Phase sinkender Inflationsraten, konjunkturell von Bedeutung, weil all diejenigen in eine Liquiditäts- und Ertragsklemme kommen, die in Erwartung einer hohen Inflationsrate einen hohen Nominalzins akzeptiert haben, infolge der niedrigeren tatsächlichen Inflationsrate aber in ihren Einkommen und Erlösen nicht die nominellen Steigerungen erhalten, mit

denen sie für die Bedienung des Kredits gerechnet hatten⁸). Dieser anerkannt deflatorische Effekt erfolgreicher Inflationsbekämpfung wird heute als unvermeidliches Opfer angesehen, das auf dem Wege zum stabilen Geldwert erbracht werden muß.

Das Risiko sinkender Inflationsraten besteht für den Kreditnehmer während der Zinsbindungsdauer. Nach deren Ablauf kann dagegen eine steigende Inflationsrate mit einer entsprechenden plötzlichen Erhöhung der Nominalzinsen für ihn zu einer bösen Überraschung werden, denn die nun mögliche Anpassung des Zinssatzes an die inzwischen eingetretene Entwicklung auf dem Kapitalmarkt wird sein Kreditinstitut nicht ungenutzt lassen. Probleme gibt es also bei schwankenden Inflationsraten in jedem Fall, gleichgültig, ob die Raten steigen oder sinken. Die Zahl der bei sinkenden Inflationsraten Geschädigten, d.h. die Zahl derer, die sich innerhalb der Zinsbindungsfrist befinden, wird zwar stets größer sein als die Zahl derer, bei denen die Zinsbindungszeit gerade ausläuft und die daher bei steigenden Inflationsraten Probleme bekommen. Dafür trifft die ersteren der Schaden nur allmählich, wenn auch nachhaltig, in Form geringerer Einkommenssteigerungen, während die letzteren von heute auf morgen einen oft gravierenden Anstieg ihrer nominellen Zinslast zu verkraften haben.

3. Die Verkürzung der Kreditlaufzeiten bzw. der Zinsbindungsfristen:

Die Unsicherheit über die zukünftige Inflationsrate hat einen weiteren Nachteil zur Folge: Feste Nominalzinsen bedeuten bei schwankenden Inflationsraten schwankende Realzinsen. Das Indexierungsverbot untergräbt also die Privatautonomie der Vertragspartner: sie erreichen nicht mehr, was sie wollten und korrigieren notgedrungen diese Unsicherheit durch eine Verkürzung der Vertragsdauer, d.h. der Kreditlaufzeiten oder zumindest die Zinsbindungsfristen. Diese Verkürzung ist aber eigentlich nicht gewollt, sondern gewollt ist durchweg eine Finanzierungsdauer, die sich eher an der voraussichtlichen Lebensdauer der finanzierten Investition orientiert. Solche Langläufer von bis zu 30 Jahren oder mehr, wie sie früher, als die Unterscheidung von Nominal- und Realzins noch nicht so fest im Bewußtsein der Beteiligten verankert war, durchaus üblich waren, sind aber in unseren aufgeklärten Zeiten nicht mehr möglich.

⁸⁾ In gleicher Richtung wirkt bei Unternehmen dann häufig eine von zu hoher Inflationserwartung getragene nominale Lohnerhöhung, die real wird in dem Maße, wie die tatsächliche Inflation hinter den Erwartungen zurückbleibt.

Eine Indexierung dagegen würde die Inflationsrisiken aus den Kreditverträgen herausnehmen und so eine den Laufzeitinteressen der Beteiligten entsprechende Vertragsgestaltung wieder ermöglichen.

Zwar laufen heute viele Kreditverträge länger als die Zinsbindung dauert, aber gerade darin ist eine besondere Gefahr zu sehen, weil der Kreditnehmer an die Bank gebunden bleibt und daher über die neu festzulegenden Zinsen nicht mehr frei verhandeln kann.

4. Die Störung der Lenkungsfunktion des Zinses:

Ein weiterer Nachteil des Inflationsausgleichs im Zins besteht darin, daß er die eigentliche Funktion des Zinses, die Knappheit des Kapitals zum Ausdruck zu bringen und dadurch das Kapital an den Ort seiner ökonomischsten Verwendung zu lenken, schwer beeinträchtigt.

Man muß es schon als eine fundamentale Fehlkonstruktion bezeichnen, daß zwei so unterschiedliche Faktoren wie die Knappheit des Kapitals einerseits und seine erwartete Entwertung andererseits sich heute in ein und demselben Indikator, dem Zins, niederschlagen. Es kommt – um einen vielleicht nicht in allem passenden Vergleich zu verwenden – der Konstruktion einer Heizungsanlage gleich, deren Thermostat die Addition von Innen- und Außentemperatur anzeigt und nur auf diese reagiert. Jeder weiß dann zwar, daß er vom angezeigten Wert die Außentemperatur abziehen müßte, um die Innentemperatur zu ermitteln; aber für außen gibt es kein besonderes Thermometer. Folglich weiß niemand, wie warm es innen wirklich ist, und ob er sich mit einer neuen Einstellung des Thermostats der gewünschten Innentemperatur nähert oder von ihr entfernt.

Auch wenn sich in einem Währungsgebiet aufgrund von Angebot und Nachfrage nach Kapital für jede Kreditart und Laufzeit jeweils ziemlich einheitliche Nominalzinssätze herausbilden, weiß niemand genau zu sagen, wie hoch der darin enthaltene Realzinsanteil und wie hoch der Anteil der Inflationserwartungen ist! Jeder Marktbeteiligte hat seine eigene Inflationserwartung und damit seine eigene Interpretation des Realzinsanteils im Nominalzins. Die durch den Realzins eigentlich vorzunehmende Verteilung des Kapitals auf die Einsatzstellen seiner ökonomischsten Verwendung wird so verfälscht durch die unterschiedlichen Inflationserwartungen der Marktteilnehmer: das Kapital wandert nicht nur dahin, wo der höchste Realzins zu erwarten ist, sondern zu den Investoren, die zugleich die höchsten Inflationsraten erwarten. Die Summe von Rentabilitäts- und Inflationserwartungen entscheidet, bei kaum zu ermittelnden Anteilen der Bestandteile, über den Fluß des Kapitals.

Wie wenig man heute zu einer genauen Ermittlung der Inflationserwartungen in der Lage ist, zeigt sich u.a. darin, daß es groteskerweise als ein Vorteil zins-indexierter Anleihen (siehe dazu Seite 44) angesehen wird, den Realzins sichtbar zu machen und daraus einen Schluß auf den Anteil der Inflationserwartungen in den nicht-indexierten Anleihen zu ermöglichen. »Der Notenbank kann dies helfen, die Glaubwürdigkeit ihrer Stabilitätspolitik zu bewerten« (siehe den Artikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung auf Seite 60-61 dieses Heftes). - Es mag übrigens noch so interessant für die Bundesbank sein, die Höhe der Inflationserwartungen zu ermitteln, so ist es doch ungleich wichtiger, daß die Volkswirtschaft ihren Realzins kennt! Er vor allem muß sichtbar werden, wenn er die Entscheidungen über die Kapitalallokation in der richtigen Weise beeinflussen soll. Dafür ist es zu spät, wenn die Kapitalmarktteilnehmer – wie übrigens auch die Tarifparteien – immer erst im Nachhinein aufgrund der tatsächlichen Inflationsrate erfahren, wie hoch der Realzins bzw. der Reallohn nun wirklich ist. Im übrigen wäre es wesentlich sinnvoller, wenn die Bundesbank, statt sich um die Inflationserwartungen der Kapitalmarktteilnehmer zu kümmern, durch generelle Zulassung der Indexierung solche Erwartungen einfach entbehrlich machen würde!

Die Indexierung der Kapitalforderungen, d.h. die Koppelung der Schuldsalden und der Tilgungsraten an die tatsächliche Inflation, gibt der Knappheit und der Entwertung des Kapitals getrennte Ausdrucksformen und Korrekturmöglichkeiten: der Knappheit den Zins und der Entwertung die Angleichung aufgrund der Indexierung. Mit ihrer Einführung findet die Unterscheidung von Nominalzins und Realzins ihr Ende: der Zins ist nur noch Realzins. Durch die Indexierung wird er wieder das, was er eigentlich sein soll: der Knappheitsmesser des Kapitals. Die Lenkung des Kapitals wird dadurch unabhängig von den Inflationserwartungen der Beteiligten. Die Kapitalströme werden nur noch, wie es der ökonomischen Rationalität entspricht, von den Realzinserwartungen gelenkt. Der Inflationsausgleich erfolgt separat und ohne Einfluß auf die Lenkung. Das bedeutet etwas mehr Rechenarbeit, ist aber in inflationären Zeiten allein sachgerecht.

Eine Darstellung der Konsequenzen für die internationalen Finanzmärkte würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. Aber es liegt auf der Hand, daß ein international durchgängiges, durch keine nationalen Inflationserwartungen modifiziertes Nominal- = Realzinsniveau für eine ökonomisch rationale Lenkung der Kapitalströme einen ungeheuren Vorteil bedeuten würde.

Exkurs 1: Indexierung der Zinssätze?

Es ist noch eine andere Variante der Indexierung, d.h. der Berücksichtigung der tatsächlichen statt der erwarteten Inflation, auf dem Kapitalmarkt denkbar, und zwar als *Anpassung der Zinssätze* an die jeweilige Inflationsrate. Es bleibt dann zwar beim Inflationsausgleich im Zins, ausgeglichen würde aber nicht der erwartete, sondern stets nur der tatsächlich eingetretene Wertverlust der Kapitalforderung.

Auch damit werden die Probleme gelöst, die sich heute aus einem von der erwarteten Inflationsrate abweichenden Inflationsverlauf ergeben. Es gibt also keine über den vereinbarten Realzins hinausgehenden oder darunter bleibenden Vermögensverschiebungen zwischen Gläubiger und Schuldner, längere Kreditlauf- und Realzinsbindungszeiten werden wieder möglich, und es entfällt vor allem die konjunktur- und beschäftigungspolitisch so gravierende Problematik sinkender Inflationsraten. Auch dürfte dann das Problem der Fehlallokation des Kapitals weitgehend behoben sein, weil die Höhe der Realzinsen leicht zu ermitteln ist, indem man vom jeweiligen Zins die jeweilige Inflationsrate abzieht. Die Parallelität der Inflations- und Kapitalszinskurven wird nur noch von den Schwankungen des Realzinses »beeinträchtigt«.

Andere Probleme werden aber nicht gelöst, und es kommen sogar neue hinzu: Vor allem bleibt es, solange die – erwartete oder tatsächliche – Inflation im Zins ausgeglichen wird, bei der bereits geschilderten, vorgezogenen Realtilgung und damit bei dem ungleichmäßigen Verlauf der realen Belastung des Schuldners. Nur steigert die Indexierung der Zinssätze dieses Problem, indem sie den heute zwar ungleichmäßigen, in seiner Ungleichmäßigkeit aber in etwa vorhersehbaren Belastungsverlauf zu einem für den Schuldner und Investor unkalkulierbaren Risiko macht. Jedenfalls wird jetzt eine Phase steigender Inflationsraten problematisch. Steigt nämlich, um in dem auf Seite 37 gebrachten Beispiel zu bleiben, bei einem Kredit mit einem vereinbarten Realzins von 4 % die Inflationsrate von ursprünglich Null auf 6% und deshalb der Zins auf 10%, so bedeutet dies für den Schuldner außerhalb der vereinbarten Tilgung eine Erhöhung der laufenden Belastung um 150%, die er oft nicht wird aufbringen können, so daß Tilgungstreckungsvereinbarungen oder Zusatzkredite erforderlich werden, wenn nicht sogar eine Kündigung des Kredits erfolgt. Das Problem der vorgezogenen Realtilgung in inflatorischen Zeiten bleibt also nicht nur bestehen, die Höhe der vorgezogenen Realtilgung wird auch noch unvorhersehbar. Zeiten steigender Inflationsraten werden damit bei indexierten Zinssätzen – wie bei auslaufenden Zinsbindungen (siehe Seite 41) – für den Schuldner und Investor zu einer erheblichen Gefahr.

Eine Indexierung der Zinssätze wäre zwar gegenüber einer Indexierung der Schuldsalden und Tilgungsraten in der Abwicklung etwas leichter zu

handhaben, weil sie formell gesehen das Nominalwertprinzip unangetastet ließe, sie würde die volkswirtschaftlichen Schäden der Inflation auf dem Kapitalmarkt und ihre schädlichen Konsequenzen für die Finanzierung von Investitionen jedoch nur zum Teil beseitigen und teilweise sogar erhöhen. Es bleibt daher dabei, daß der inflationsbedingte Wertverlust dort ausgeglichen werden sollte, wo er entsteht, nämlich bei der Kapitalforderung und den vereinbarten Tilgungsraten und nicht beim Zins, d.h. durch Korrektur der Bestandsgröße und nicht durch Erhöhung des Ertrags. Die Aufgabe des Nominalwertprinzips ist ohnehin erforderlich, wenn man die Inflation im Bereich der Sachanlagen und ihrer Abschreibungen sachgerecht berücksichtigen will (vergl. Fußnote 4).

Exkurs 2: Rehabilitation der Philips-Kurve

Wie ein erratischer Block ragt heute der Bereich der Kapitalforderungen in das aufeinander abgestimmte oder jedenfalls abstimmbare Gefüge von Anpassungsvorgängen an die Inflation als Störfaktor hinein und bringt die theoretisch erreichbare Harmonie aller die Inflationsfolgen kompensierenden Ausgleichsmechanismen aus dem Gleichgewicht. Denn die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen allen in Geld ausgedrückten Größen auch bei Inflation beruht auf deren Anpassung an die *tatsächliche* Inflationsrate, während mit den Krediten ein ganzer Bereich des volkswirtschaftlichen Geschehens an einer *erwarteten* Inflationsrate ausgerichtet wird, ohne daß bei abweichendem tatsächlichem Verlauf eine nachträgliche Korrektur möglich oder üblich wäre⁹).

Daher sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die theoretisch plausiblen Annahmen, nach denen Inflation einen positiven Einfluß auf Konjunktur und Beschäftigung haben müßte (sog. Philips-Kurve), durch den tatsächlichen, langfristigen Konjunkturverlauf nur scheinbar immer wieder widerlegt wurden. Unsere Überlegungen zeigen, daß die Erfahrung durchaus nicht zu einer Revision der Philips-Kurve zwingt, daß vielmehr deren Voraussetzungen bisher nicht bzw. in nur sehr unvollkommener Weise gegeben waren, weil die Inflationsraten schwankten und im Bereich der

⁹⁾ Bei den Banken werden übrigens heute in den beiden wesentlichen Teilen ihres Geschäfts, dem Einlagen- und dem Kreditgeschäft, die Inflationsfolgen durchweg nach der gleichen Methode, nämlich im Zins ausgeglichen. Eine Umstellung des Inflationsausgleichs bei Krediten auf den Weg der Indexierung macht daher eine entsprechende Umstellung auch bei den Spareinlagen erforderlich.

Kapitalforderungen nicht sachgerecht berücksichtigt wurden. So konnte (wegen der schwankenden Inflationsraten) die gesamtwirtschaftliche Nachfrage nicht durchgreifend stabilisiert werden, während zugleich die Finanzierung der Investitionen (wegen des Inflationsausgleichs im Zins) auf vielfältige Weise erheblich beeinträchtigt war. Das führte dazu, daß die Philips-Kurve bisher in der Realität allenfalls kurzfristig bestätigt und im übrigen eher auf den Kopf gestellt wurde. Ein Übergang vom Inflationsausgleich im Zins zu einer Indexierung von Schuldsalden und Tilgungsraten würde dagegen eine sachgerechte Anpassung der Kapitalforderungen an die Inflation bedeuten und – dies sei hier als These aufgestellt – auf der Grundlage einer in ausreichender Höhe verstetigten Inflationsrate die Philips-Kurve wieder vom Kopf auf die Füße stellen.

Inflation und Konjunktur im Überblick

Die Auswirkungen der Inflation auf die Konjunktur lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- 1. Die Tauschmittelfunktion des Geldes wird heute durch die Inflation zwar mehr oder weniger angeregt, aber nicht durchgreifend stabilisiert. Erst der Übergang von schwankenden Inflationsraten zu einer vorhersehbar konstanten Inflationsrate in noch zu ermittelnder Höhe macht die Stabilisierung der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage, das Rückgrat jeder stetigen Konjunktur, möglich.
- 2. Dieser Vorteil für die Tauschmittelfunktion des Geldes würde jedoch weitgehend wieder zunichte gemacht durch die negativen Effekte, die die Inflation auf dem Kapitalmarkt und damit in der Investitionsphäre hat, solange dort der Inflationsausgleich im Zins erfolgt. Erst die hier allein sachlich angemessene Berücksichtigung der Inflation durch Indexierung der Schuldsalden und Tilgungsraten glättet diese störenden Auswirkungen und macht den Kapitalmarkt und die Investitionen gegen die Auswirkungen der Inflation wirklich immun.

Dauerkonjunktur braucht beides: eine stetige Nachfrage *und* kalkulierbare Investitionen. Unter den vorgenannten Bedingungen müßte sie erreichbar sein.

Wie würde ein unreglementierter Kapitalmarkt die Inflation berücksichtigen?

Angesichts der gravierenden und offensichtlichen Nachteile des Inflationsausgleichs im Zins muß man sich fragen, warum diese Methode heute unsere Kapitalmärkte kennzeichnet. Die Antwort liegt auf der Hand:

- 1. Das sog. Nominalwertprinzip (»Mark = Mark«) entsprach in der Vergangenheit der Einstellung weiter Kreise der Bevölkerung und ist vor allem von der Rechtsprechung stark betont worden. Dieses Prinzip wird beim Inflationsausgleich über den Zins scheinbar gewahrt, da formell gesehen nur die einmal hergegebene Darlehenssumme zurückgezahlt wird.
- 2. Die Indexierung war und ist bis heute verboten bzw. bedarf der Genehmigung der Deutschen Bundesbank, die sie jedoch bei Krediten nach den von ihr selbst erarbeiteten Genehmigungsrichtlinien nicht erteilt.
- 3. Indexierungen wären auf dem Kapitalmarkt ein zusätzliches Element, während Zinsen ohnehin vereinbart werden und zur Berücksichtigung der erwarteten Inflation nur höher angesetzt zu werden brauchen. Die Abrechnung der Inflation im Zins ist dadurch zweifellos einfacher als wenn zusätzlich die Schuldsalden und Rückzahlungsbeträge indexiert werden müßten.

Diese und vielleicht noch andere Gründe können erklären, warum die Kapitalmärkte zum Inflationsausgleich den Weg über den Zins statt den der Indexierung der Schuldsalden genommen haben. Es schließt sich aber die Frage an, welcher Weg des Inflationsausgleichs sich marktmäßig durchsetzen würde, wenn beide Verfahren gleiche Chancen bekämen.

Eine detaillierte Beweisführung muß hier aus Platzgründen unterbleiben, aber man kann folgendes vermuten: Da die meisten Sparer und Investoren andere Interessen haben als über Währungspolitik und zukünftige Inflationsraten zu spekulieren, werden sie ein Verfahren des Inflationsausgleichs bevorzugen, das sich an den jeweils *eingetretenen* Inflationsraten orientiert. Vor allem die Schere, in die Unternehmen und private Schuldner beim Inflationsausgleich über hohe Nominalzinsen kommen, wenn die Inflationsraten entgegen ihren Erwartungen sinken, wird für sie ein Grund sein, unbedingt auf einer Bindung der Schuldsalden an die *tatsächliche* Inflationsrate, d. h. auf einer Indexierung zu bestehen. Auch gibt es kaum einen rationalen Grund, der für eine vorgezogene Realtilgung, d. h. für eine besonders hohe Anfangsbelastung bei der Kredittilgung spricht – im Gegenteil: meist ist die

Anfangsphase einer Investition ohnehin mit zusätzlichen Kosten bzw. mit noch relativ geringen Erlösen verbunden, so daß es eher wünschenswert wäre, von der Kreditseite her die Belastung in dieser Phase gering zu halten. Zumindest sollte ein ungleichmäßiger Belastungspfad stets nur Resultat freier Vereinbarung im Einzelfall sein. Diesen Vorteilen gegenüber fällt die etwas größere Kompliziertheit der Abrechnung des Kredits im Zeitalter des Taschenrechners kaum ins Gewicht.

Da der Weg des Inflationsausgleichs durch Indexierung somit im wesentlichen den Interessen *beider* Seiten entspricht, kann man davon ausgehen, daß er sich marktmäßig durchsetzen wird, sobald die ihm entgegenstehenden gesetzlichen Hindernisse ausgeräumt werden.

Beschleunigung der Inflation durch Indexierung von Kreditverträgen?

Die Bereitschaft zur flächendeckenden Zulassung der Indexierung von Kreditverträgen sollte umso leichter fallen, als das Hauptargument, das sonst gegen die Indexierung angeführt wird: sie beschleunige inflatorische Tendenzen, hier nicht ins Feld geführt werden kann, und zwar aus doppeltem Grunde: Zum einem entfaltet die Indexierung von Kreditverträgen ihre Wirkungen nur auf dem Kapitalmarkt, dessen Konditionen zu Recht nicht in den Warenkorb eingehen, mit dem die Inflation gemessen wird. Zum andern wäre die Indexierung nur der Ersatz für den heute üblichen Inflationsausgleich im Zins. Wer also von der Indexierung von Kreditverträgen inflatorische Auswirkungen befürchtet, müßte neben der Begründung dieser Befürchtung nachweisen, warum die Inflationsberücksichtigung im Zins solche Auswirkungen nicht oder nur in geringerem Maße hat. Stimmt die tatsächliche Inflationsrate mit den Inflationserwartungen überein, so ist nicht ersichtlich, warum die Indexierung den Preisauftrieb beschleunigen soll, während die Berücksichtigung von Inflationserwartungen der gleichen Höhe im Zins einen solchen Einfluß nicht hat. Oder sollen die befürchteten Folgen nur eintreten, wenn die tatsächliche Inflation von den Erwartungen abweicht? Dabei haben die Beteiligten bei vollkommener Indexierung gar keinen Anlaß mehr, sich über zukünftige Inflationsraten Gedanken zu machen, so daß sich das Problem eines von Erwartungen abweichenden tatsächlichen Verlaufs überhaupt nicht mehr stellt. Schließlich wäre bei der Beurteilung inflatorischer Auswirkungen unter heutigen Verhältnissen dem um die Inflationserwartung erhöhten Zins die reale Entwertung der Schuld und bei indexierten Krediten der Anpassung der Schuldsalden die Rückführung des Zinses auf den Realzins gegenüberzustellen.

Abschließende Bemerkung zur Indexierung von Kapitalforderungen

Die Indexierung der Schuldsalden und Tilgungsraten stellt den sachgemäßen Ausgleich der Inflation auf den Finanzmärkten, d.h. auch bei allen Kreditbeziehungen dar. Sie ist nicht nur wesentlicher Bestandteil eines Konzepts der dosierten Inflation, sondern sie ist – erst recht – notwendig, solange es nicht gelingt, den Geldwert oder seine Entwertungsrate zu stabilisieren. Gerade die Schäden schwankender Inflationsraten könnten durch eine Kreditindexierung ganz wesentlich gemildert werden¹⁰).

Bedenkt man, daß die Nachteile des Inflationsausgleichs im Zins, insbesondere der deflatorische Effekt in Phasen der Stabilisierung sowie die vorgezogene Realtilgung, ebenso wie die Vorteile der Indexierung z. T. durchaus gesehen und anerkannt werden¹¹), so dürften die Chancen nicht einmal schlecht stehen, der Indexierung von Krediten generell zum Durchbruch zu verhelfen. Die Bundesbank müßte sie nur genehmigen.

Nachteile der dosierten Inflation, die nicht behoben werden können

Der neben der anfangs (Seite 35–36) bereits erwähnten Erschwernis des Rechnens wohl wichtigste Nachteil der dosierten Inflation, der auch bei flächendeckender Indexierung der Kapitalforderungen bestehen bleibt, liegt auf psychologischem Gebiet. Während eine Abgabe auf Liquidität die Aufmerksamkeit ganz auf die Geldseite und die Vermeidung der Abgabe lenkt, beherrschen bei der dosierten Inflation die davonlaufenden Preise die Wahrnehmung. Auch wenn steigende Preise der Waren sinkende Kaufkraft des Geldes bedeuten, so geschieht doch sichtbar nur etwas auf der Warenseite.

Diese Wahrnehmung der Geldbesitzer ist Ausgangspunkt für die konjunkturfördernde Wirkung der dosierten Inflation. Sie erst löst bei ihnen das Bestreben aus, der Ware nachzulaufen, sie schnell zu erhaschen, bevor der

¹⁰)siehe dazu E. Behrens »Indexklauseln – Dämpfung der Inflationsraten ohne Rezession« in »Fragen der Freiheit« Heft 214, Seite 37–49.

¹¹)siehe dazu den Artikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung auf Seite 60–61 dieses Heftes. Positiv zur Indexierung (wenn auch z.T. der Zinssätze statt der Schuldsalden) äußern sich u.a.: Herbert Giersch »Indexklausen und Inflationsbekämpfung«, Kieler Diskussionsbeiträge des Instituts für Weltwirtschaft Kiel, Oktober 1973; Roland Vaubel und Adolf Ahnefeld »Indexklauseln auf dem Index?«, ebenda, Oktober 1974; Joachim Starbatty »Das Für und Wider von Geldwertsicherungsklauseln«, Ordo-Jahrbuch Band 26, 1975. Die Bundesbank lehnt eine allgemeine Zulassung von Indexklauseln im wesentlichen mit der Begründung ab, sie würde zu einer Beschleunigung der Inflation führen (dazu siehe Seite 48).

Preis weiter steigt. Wer Geld hat, lebt dann ständig in der Angst, etwas zu verpassen – einer Angst, die das arme Subjekt der Neuzeit ohnehin von einem Ort des (scheinbaren) Vergnügens zum nächsten zieht. Man fühlt sich an das Schubert-Lied »Der Wanderer« erinnert, das mit dem Geisterruf endet: »Dort wo du *nicht* bist, ist das Glück!«. Die Unruhe der Moderne, ihre Hektik, ihr Streß, die den Menschen nicht zu sich selbst kommen lassen, werden durch ein ständig steigendes Preisniveau eher befördert. Die Warenwelt, die in unserem veräußerlichten Zeitalter ohnehin schon mehr Aufmerksamkeit auf sich zieht als sie verdient, beansprucht dann das Bewußtsein in noch höherem Maße und in falscher Weise. Der Konsumrausch wird weiter aufgeheizt, und das Gefühl eines ständigen, wenn auch nur nominellen Wachstums auf der Güterseite erschwert es dem Menschen, sich selbst als den Mittelpunkt des Geschehens zu empfinden.

Bei den Anbietern und Leistungserstellern entsteht ein ähnliches Klima. Ihre ständig steigenden Einkommen fördern die Einstellung des Immer-Mehr-Haben-Wollens, den Ehrgeiz der laufenden Steigerung, auch wenn diese nur nominell stattfindet.

Die psychologische Tatsache, daß die dosierte Inflation die Aufmerksamkeit auf die Preise, also auf die Warenseite, und nur mittelbar, durch den Rückschluß auf den Kaufkraftverlust, auf die Geldseite lenkt, während eine Liquiditätsabgabe unmittelbar die Geldseite ins Blickfeld rückt, dürfte letztere auch zum geeigneteren, weil unmittelbar greifenden Mittel der Umlaufsicherung des Geldes machen, ganz abgesehen von ihrer flexibleren Einsatzmöglichkeit, die ohne lange Transmissionsprozesse die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes direkt in dem gewünschten Umfang und ohne zu kompensierende Nebenwirkungen beeinflußt.

Man unterscheidet in der Betriebs- und Volkswirtschaftslehre zu Recht zwischen realen Kosten und Opportunitätskosten, zwischen Verlusten und entgangenen Gewinnen. Aber es wird zu wenig beachtet, obwohl es ganz offensichtlich ist, daß die Gewinnerwartung für die Ausrichtung des Einzelinteresses auf das Gesamtinteresse allein nicht ausreicht, sondern die Verlustgefahr hinzutreten muß. Nun bedeutet zwar sowohl Liquiditätsabgabe als auch die Geldentwertung für die Geldbesitzer einen realen Verlust, d.h. eine tatsächliche Vermögensminderung. Psychologisch wird dieser Verlust jedoch im Falle der Geldentwertung entschieden weniger real empfunden – er muß daher auch durch intensive Aufklärung voll ins Bewußtsein der Geldbesitzer gebracht werden. Das oberflächliche Gefühl bei Inflation gleicht eher dem eines entgangenen Gewinns, der entgangenen Chance eines billigen Einkaufs usw., denn rein physisch verliert der Geldbesitzer in seinem Vermögensbestand eben nichts. Die Gesamtwirkung und Motivationskraft der dosierten Inflation auf das Ausgabeverhalten der Geldbesitzer dürfte daher zwischen der von realen Verlusten und der von entgangenen Gewinnen anzusiedeln sein und wäre demnach deutlich schwächer als die von einer Liquiditätsabgabe ausgehenden Impulse. Die Inflationsrate müßte daher relativ hoch sein, um entsprechende Wirkungen zu erzielen.

Sieht man generell eine Übereinstimmung von Sein und Schein aus Gründen der Zuverlässigkeit und des Vertrauensschutzes in der Gesellschaft als erstrebenswert an, so muß man es als mißlich empfinden, daß die Belastung der Liquidität durch eine konstante Inflationsrate das »Sein«, nämlich die Kaufkraft schwächt, dagegen den Schein, d.h. den nominellen Wert des Geldes, beibehält. Da ist die Belastung der Liquidität durch eine Abgabe der offenere, gewissermaßen ehrlichere Weg.

Verständnisprobleme

Zur Frage der Überzeugungskraft des Konzepts der dosierten Inflation ist anzuerkennen, daß sich nur derjenige dafür einsetzen kann, der erkannt hat, daß ihre positiven Auswirkungen auf dem die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes verstetigenden Effekt beruhen. Diese Einsicht wird vielen Menschen schwerfallen. Sie werden sich fragen, warum das ganze Hin und Her von Inflation und zugleich deren Kompensation durch die Indexierungen? Gerade weil letztere fast alle Wirkungen der Inflation wieder aufheben, wird ihnen unverständlich bleiben, was das Ganze soll. Verstehen wird es nur, wer sieht, daß nur eine Wirkung der Inflation trotz aller Indexierungen erhalten bleibt, nämlich die Entwertung der Liquidität und damit die Sicherung des Geldumlaufs. Ist man jedoch zu dieser Einsicht gelangt, was hindert dann den Schritt zur Erkenntnis der besseren Lösung, der Umlaufsicherung des Geldes durch eine Abgabe auf Liquidität? Besteht, so kann man umgekehrt fragen, eine echte Chance zur Verbreitung des Konzepts der dosierten Inflation bei Menschen, die in der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes kein Problem sehen und daher den Vorschlag zu ihrer Sicherung durch eine Liquiditätsabgabe ablehnen? Sie werden eine Verstetigung der Inflationsrate zwar als einen Fortschritt gegenüber den schwankenden Inflationsraten der letzten Jahrzehnte begrüßen, aber nicht einsehen, warum die Stabilisierung nicht bei 0%, d.h. beim stabilem Geldwert möglich sein soll.

Es kommt eine psychologische Erschwernis hinzu, mit der man es im Rahmen der dosierten – und jeder anderen – Inflation gerade dann zu tun bekommt, wenn man ihre Auswirkungen auf dem Kapitalmarkt sachgerecht, d. h. durch Indexierung der Schuldsalden ausgleichen will. Die Indexierung führt nämlich i. d. R. dazu, daß die Schuldsalden zunächst einmal über ihren

nominalen Anfangsstand hinauswachsen. Umfaßt z.B. die erste der jährlichen Leistungsraten neben dem Zins einen Tilgungsanteil von 1,8%, so reicht dies bei 2,5 % Inflation nicht aus, um die zum Ausgleich der Inflation erforderliche Hochrechnung des Schuldsaldos nach einem Jahr zu kompensieren: Der Schuldsaldo steigt im Ergebnis nominell um 0.7 % (2.5 % Indexierung abzüglich 1,8 % Tilgung) an¹²). Real gesehen ist er dann zwar immer noch gesunken, und deshalb führt die durch die Indexierung ebenfalls nominell ansteigende Tilgung nach einem anfänglichen Anstieg des Schuldsaldos nach einiger Zeit natürlich auch zu dessen nominalem Sinken, bis er schließlich durch die Tilgung auf Null gebracht wird. Aber das anfängliche Ansteigen des Schuldsaldos dürfte in der Praxis und im Verständnis der Beteiligten eine erhebliche Schwierigkeit darstellen. Denn die Kredithöhe wird durchweg nur nominell festgelegt, so daß ein nomineller Anstieg des Schuldsaldos über den Ausgangsbetrag, auch wenn er real, d.h. inflationsbereinigt, ein Sinken bedeutet, bei den Beteiligten selbst, ihren Aufsichtsorganen, ihren Gläubigern usw. leicht zu Irritationen führen kann. Letztlich müssen daher auch Kreditlinien, festgelegte Kündigungsvoraussetzungen und andere für die Abwicklung des Kredits maßgebende Faktoren als mitindexiert angesehen, d.h. in realen Größen gedacht und vereinbart werden. Die konsequente Abwendung vom Nominalwertprinzip, wie sie mit der Indexierung vollzogen wird, dürfte jedenfalls, gerade wegen der nominell zunächst steigenden Schuldsalden, die Akzeptanz der Indexierung und damit der dosierten Inflation nicht unwesentlich erschweren.

Chancen und Probleme der Realisierung

Fragt man sich, welches der beiden Konzepte die besseren Realisierungschancen hat, das der Liquiditätsabgabe oder das der dosierten Inflation, so ist festzustellen: Eine Abgabe auf Liquidität bedürfte einer Gesetzesänderung, eine dosierte Inflation wohl nicht, zumindest dann nicht, wenn man die Verpflichtung der Deutschen Bundesbank, »den Geldumlauf« zu regeln »mit dem Ziel, die Währung zu sichern« (§ 3 des Bundesbankgesetzes), nicht im Sinne der Geldwert-, sondern der Konjunkturstabilität, nicht also im Sinne der Wertmesser-, sondern der wichtigeren Tauschmittelfunktion des Geldes auslegt. Auch die zum Konzept der dosier-

¹²)vgl. hierzu die Tabelle am Schluß dieses Beitrags. Andererseits ist das Phänomen insofern nicht ganz neu, als auch heute schon die Kapitalwerte indexierter Renten bzw. die für sie zu bildenden Rückstellungen inflationsbedingt häufig zunächst über ihren Ursprungsbetrag hinauswachsen.

ten Inflation letztlich dazugehörende, allgemeine Zulassung der Indexierung von Kreditverträgen wäre ohne Gesetzesänderung durch eine Generalgenehmigung der Bundesbank zu erreichen.

Ferner ist zu bedenken, daß eine gewisse Inflationsrate, aus welchem Grunde auch immer, von den Währungspolitikern schon heute für unvermeidbar gehalten wird, und auf der Basis dieser Überzeugung alles dafür spricht, den Inflationssatz möglichst zu stabilisieren. Allerdings liegt der von der Deutschen Bundesbank für unvermeidbar gehaltene Inflationssatz mit ca. 2% deutlich unter dem, der zur Erreichung einer stabilen Umlaufgeschwindigkeit des Geldes erforderlich wäre. Zu einer höheren Inflationsrate werden sich die Währungspolitiker aber nur bereitfinden, wenn sie von der Notwendigkeit einer Umlaufsicherung des Geldes und davon überzeugt sind, daß – bei unserem heutigen Geldwesen – dieses Ziel nur auf dem Wege einer dosierten Inflation erreicht werden kann. Sind sie aber davon überzeugt, so liegt wiederum der Weg der Liquiditätsabgabe, der die Tauschmittelfunktion des Geldes optimiert, *ohne* seine Wertmesserfunktion zu beeinträchtigen, als nächster Erkenntnisschritt unmittelbar vor ihnen.

Worauf es nach alledem heute zentral ankommt, ist dies, daß die Bedeutung der Umlaufgeschwindigkeit des Geldes in den Vordergrund gerückt wird. Eine Messung ihrer Höhe und ihrer Veränderungen, eine Analyse ihrer Auswirkungen auf die Entwicklung des Geldwerts, auf Konjunktur und Beschäftigung usw. sind notwendig, um ihre Schlüsselfunktion zu verdeutlichen. Um diese geht es vor allem! Solange sie nicht als Problem gesehen wird, wird sich niemand für das Konzept einer dosierten Inflation oder einer Liquiditätsabgabe interessieren. Ist sie aber in ihrer Problematik erkannt und anerkannt, so dürfte es nicht mehr allzu schwierig sein, Verständnis für die eine oder andere Lösung zu finden. Es wird dann, je nach dem Zusammenhang, in dem man sich zu äußern hat, zweckmäßig sein, als Therapie einmal das optimierte Modell einer dosierten Inflation, ein andermal unmittelbar den Vorschlag einer Abgabe auf Liquidität und – am besten – gleich beide Vorschläge unter der Betonung der Priorität des letzteren herauszustellen.

Gleichzeitig muß auf die Gefährlichkeit des stabilen Geldwerts bei unserem heutigen Geldwesen mit aller Deutlichkeit hingewiesen werden! Es ist einfach nicht zu verantworten, für Kaufkraftstabilität des Geldes einzutreten, wenn man sich nicht sicher ist, daß es gelingt, die Adressaten der Empfehlungen zugleich von der Notwendigkeit einer Liquiditätsabgabe zu überzeugen. Solange man davon nicht ausgehen kann, wird man mit seinen Empfehlungen nur zu Rezession und Arbeitslosigkeit beitragen, wie wir sie z. Zt. eben nicht zuletzt als Folge der europaweit betriebenen Stabilitätspolitik haben.

Sollte schließlich der Weg über die dosierte Inflation, aus welchem Grunde auch immer, eine wesentlich frühere Realisierungschance haben als der

einer Abgabe auf die Liquidität, so würde dies, nach dem heutigen Stand in der Bundesrepublik Deutschland, für einen großen Teil der über 7 Millionen Menschen für diesen Zeitraum Beschäftigung statt Arbeitslosigkeit bedeuten. Wer will es verantworten, ihnen dies nur deshalb zu verweigern, weil es noch einen besseren Weg gibt, der zum gleichen Ziel führt?

Anhang: Tilgungsplan mit indexierten Schuldsalden und Annuitäten für ein Darlehen von 225 000.– DM

Zins (nominell und real)	5,0%
Jährliche Inflationsrate	2,5 %
Nominelle Steigerung der jährlichen	
Annuität und des jeweiligen Schuld-	
saldos infolge der Bindung an die	
Inflationsrate (Indexierung): ebenfalls	2,5 %

Jahr	Annuitäten	Darlehensvaluten zum Jahresende
	DM	DM
0	_	225.000
1	15.444	226.481
2	15.830	227.678
3	16.226	228.558
4	16.632	229.086
5	17.047	229.225
6	17.474	228.933
7	17.910	228.167
8	18.358	226.877
9	18.817	225.013
10	19.287	222.517
11	19.770	219.327
12	20.264	215.379
13	20.771	210.600
14	21.290	204.912
15	21.822	198.232
16	22.368	190.469
17	22.927	181.524
18	23.500	171.292
19	24.087	159.656
20	24.690	146.495

21	25.307	131.673
Jahr	Annuitäten	Darlehensvaluten zum Jahresende
	DM	DM
22	25.939	115.045
23	26.588	96.455
24	27.253	75.734
25	27.934	52.698
26	28.632	27.152
27	28.230	_

Die Indexierung der Annuität bedeutet trotz der durch sie bewirkten nominellen Steigerungen für den Schuldner einen konstanten Verlauf seiner realen Belastung. Gedanklich richtig ist es, zunächst nur den in der Annuität enthaltenen Tilgungsanteil nach dem Index hochzurechnen. Da jedoch die Darlehensvaluta dem gleichen Index folgt, steigt auch der Zinsanteil der Annuität im selben Verhältnis, so daß man gleich die gesamte Annuität nach dem Index hochrechnen kann. Die Darlehensvaluta steigt überraschenderweise zunächst einmal nominell an, sie wächst also über den Ursprungsbetrag hinaus. Es handelt sich dabei jedoch nur um eine nominelle Steigerung! Real, d. h. inflationsbereinigt, geht der Schuldsaldo von Anfang an zurück. Schließlich enthält bereits die erste Annuität neben dem Zins einen Tilgungsanteil von ca. 1,8 %, durch den der Saldo real sinken muß. Das Anwachsen des Schuldsaldos über den Ursprungsbetrag des Darlehens hinaus bleibt dennoch verblüffend und bedeutet eine nicht unerhebliche psychologische Erschwernis für die Durchführung des Vorschlags der Indexierung und damit letztlich auch des Konzepts der dosierten Inflation (siehe Seite 56/57).

Wohnungspolitik auf dem Prüfstand*)

Den nachfolgenden Auszug aus dem Gutachten »Wohnungspolitik auf dem Prüfstand« der Expertenkommission Wohnungspolitik drucken wir hiermit als Ergänzung der Betrachtungen von F. Andres zur Inflation und ihren Auswirkungen auf dem Kapitalmarkt ab. Die Experten weisen auf die durch inflationsbedingt hohe Nominalzinsen erzwungene, vorgezogene Realtilgung von Krediten hin, die sich im Wohnungsbau, aber nicht nur dort, als ein Investitionshindernis erweist, dessen Bedeutung mit der Inflationsrate wächst. Als Ausweg aus dem Dilemma – hier nicht mehr abgedruckt – empfehlen sie, auf einer relativ niedrigen Anfangsannuität aufbauend, eine Dynamisierung der Annuitäten, um zu einem gleichmäßigeren Belastungsverlauf für den Schuldner zu kommen, und staatliche Bürgschaften, um den auch in diesem Modell zunächst einmal über den anfänglichen Darlehensstand nominell hinauswachsenden Saldo (s. Tabelle Seite 54/55) für den Kreditgeber abzusichern. Die übrigen Probleme der Inflation, insbesondere die Auswirkungen schwankender Inflationsraten, werden damit jedoch nicht gelöst. Mit dem Vorschlag einer allgemeinen Kreditindexierung, der hierfür in Betracht käme, beschäftigen sich die Experten in dem Gutachten leider nicht.

Red.

Siebtes Kapitel: Finanzierung

I Probleme der Wohnungsbaufinanzierung

3. Das Liquiditätsproblem bei Inflation

7113 Die Inflation stellt den Schuldner vor ein Liquiditätsproblem, das wegen des hohen Aufwands bei Wohnungsinvestitionen besonders gravierend ist. Ein aufgrund der Inflation höherer Zins ist, soweit er die Inflationsrate widerspiegelt, im Grunde Ausdruck einer zusätzlichen Realtilgung. Deshalb muß ein höherer Zins, der kein höherer Realzins ist, nicht bedeuten, daß sich eine Investition in Wohnungsvermögen nicht mehr lohnt. Denn allemal stehen dem inflationsbedingt höheren Zins auch Steigerungen des Nominalwerts der Wohnung gegenüber, sei es (beim Mietwohnungsbau) weil künftig höhere Mieteinnahmen anfallen, sei es (beim Erwerb einer

^{*)} Auszug aus dem von der Expertenkommission Wohnungspolitik im Auftrag der Bundesregierung erstellten, am 16. Oktober 1994 vorgelegten Bericht.

Wohnung zur Eigennutzung) weil sich die Alternative, nämlich das Wohnen zur Miete, zunehmend verteuert. Der Schuldner kommt vielmehr durch die zusätzliche Sparleistung – die der Realtilgungsanteil im Zins ihm abverlangt – in eine Liquiditätsklemme; denn während die Realtilgung von Anfang an seine Belastung stark erhöht, erhöht sich sein Einkommen, das er zur Finanzierung einsetzen kann, nur pro rata temporis mit der allgemeinen inflationären Preis- und Einkommenssteigerung.

7114 Wie sich das Finanzierungsproblem für einen typischen Ersterwerber von Wohneigentum darstellt, soll im folgenden anhand einer Modellrechnung erörtert werden.

Als Referenzhaushalt wird ein Ehepaar mit zwei Kindern und einem Verdiener mit niedrigem Einkommen angenommen. Dieser Haushalt habe im Verlauf von 15 Jahren genügend Eigenmittel angespart, um eine Wohnung oder ein Haus im Wert von 300 000 DM zu 25 v.H. zu finanzieren. Zum Zeitpunkt des Kaufs sei der Einkommensbezieher 38 Jahre alt. Dies ist zur Zeit das Durchschnittsalter beim Immobilien-Ersterwerb. Mit dem Eintritt des Einkommensbeziehers in das Rentenalter soll die Immobilie entschuldet sein. Für die Tilgung des Darlehens bleiben also 27 Jahre. Das Einkommen des Haushalts sei so, daß zum Zeitpunkt des Kaufs die Finanzierung des Darlehens (bei einem Zinssatz von 7¹/₂%) aus dem laufenden Einkommen gesichert ist und dem Haushalt gerade ein Betrag von monatlich 2 100 DM für die laufenden Aufwendungen verbleibt. Dies entspricht der Beleihungspraxis der Kreditinstitute. Das so bestimmte Einkommen des Referenzhaushalts beträgt 65 000 DM (ohne Sonderzahlungen wie z. B. Urlaubsgeld oder dreizehntes Monatsgehalt), liegt also nur knapp unterhalb der Einkommensgrenzen des sozialen Wohnungsbaus.

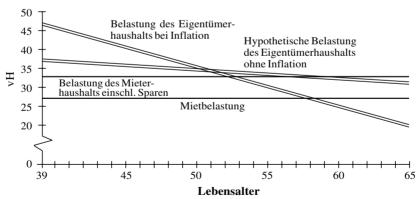
7115 Für Zins und Tilgung des Darlehens habe der Haushalt monatlich etwa 1 600 DM aufzuwenden. Das sind zum Zeitpunkt des Erwerbs knapp 45 v.H. seines monatlichen Nettoeinkommens (Anhang 4, Modell 1). Die steuerliche Förderung nach § 10e EStG ist bei dieser Liquiditätsrechnung zunächst nicht berücksichtigt. Die Liquiditätsbelastung sinkt im Zeitablauf, da anzunehmen ist, daß das Nettoeinkommen des Haushalts steigt, während die Annuität auf das Darlehen konstant bleibt. In Abbildung 7.5 ist ein Belastungsverlauf unter der Annahme dargestellt, daß das Nettoeinkommen im längerfristigen Trend um jährlich 3 vH zunimmt. Dabei wurde zugleich angenommen, daß der Eigentümer für die Instandhaltung Aufwendungen kalkuliert, die – entsprechend den Instandhaltungskosten einer Mietwohnung (Ziffer 1204) – mit 2,5 v.H. seines laufenden Nettoeinkommens angesetzt

wurden. Der Einfachheit halber wurde unterstellt, daß diese Rücklage jährlich mit der gleichen Rate zunimmt wie das Nettoeinkommen.

Die anfängliche Liquiditätsbelastung eines Eigentümers durch Zins, Tilgung und Instandhaltung wäre in einer Welt ohne Inflation erheblich geringer. Um den inflationsbedingten Anteil der Liquiditätsbelastung des Eigentümers sichtbar zu machen, ist in Abbildung 7.5 auch ein hypothetischer Belastungspfad abgebildet, der sich ohne Inflation und bei einem entsprechend geringen Anstieg des Nettoeinkommens ergäbe.

Es sei weiter angenommen, ein vergleichbarer Mieterhaushalt zahle für eine weniger gut ausgestattete und etwas kleinere Wohnung eine monatliche Grundmiete von 1 000 DM. Damit ist dem Umstand Rechnung getragen, daß mit dem Erwerb von Wohneigentum in der Regel auch mehr Wohnqualität gewünscht wird. Einen Teil des Unterschieds in der Liquiditätsbelastung mag man daher als gewollt ansehen. Der Vergleich ist aber noch in zweifacher Hinsicht zu präzisieren. Erstens ist anzunehmen, daß die Miete im Zeitablauf steigt, im einfachsten Fall mit der gleichen Rate wie das Nettoeinkommen. Die Liquiditätsbelastung des Mieterhaushalts – gemessen an der Relation Mietausgaben zu Einkommen – würde sich also insofern nicht mehr ändern. Dazu paßt durchaus die Vorstellung, daß der Mieter von Zeit zu Zeit in eine bessere Wohnung umzieht. In der schematischen Darstellung ist dem appro-

Abbildung 7.5: Liquiditätsbelastung von Eigentümerhaushalten und Mieterhaushalten im Lebenszyklus – in v.H. des Nettoeinkommens¹) – (Modellrechnung)



¹) Modellannahmen siehe Anhang 4, Modell 1 Legende: Belastung des Eigentümers: Annuität und Instandhaltung; Belastung des Mieters: Miete und Sparen, das dem Mieter im 65. Lebensjahr ein dem Immobilienvermögen des Eigentümers entsprechendes Geldvermögen verschafft.

ximativ durch einen kontinuierlich mit dem Einkommen steigenden Pfad der Mietausgaben Rechnung getragen.

Zweitens muß auch die Vermögenssituation beider Haushalte vergleichbar sein. Hinsichtlich der eigenen Mittel ist es realistisch, anzunehmen, daß der Wohneigentümer mit seinen eigenen Mitteln die Finanzierung seines Grundstücks besorgt, während der Mieter Geldvermögen hält. Diese beiden Alternativen der Vermögenshaltung können im längerfristigen Trend hinsichtlich ihrer »Rendite« im großen und ganzen als gleichwertig angesehen werden. Zum Vermögen des Wohneigentümers gehört aber, wenn das Darlehen zurückgezahlt ist, noch die Wohnung. Nach 27 Jahren ist der Vermögenswert der Wohnung (ohne Grundstück) unter den Annahmen der Modellrechnung aus dem ersten Kapitel auf schätzungsweise 310 000 DM angewachsen (Ziffer 1203 ff). Aber auch der Mieter spart ja weiter. Es sei angenommen, daß er nach 27 Jahren über ein gleich hohes Vermögen verfügen will wie der Eigentümer. Unter der Annahme einer marktüblichen Verzinszung erreicht er ein gleichwertiges Vermögen, wenn er jährlich knapp 6 v.H. seines Nettoeinkommens spart. In Abbildung 7.5 ist daher für den Mieter ein Belastungspfad dargestellt, der diese Ersparnisbildung einschließt.

Unter diesen Bedingungen sind die beiden Haushalte hinsichtlich ihrer Vermögenssituation etwa gleichgestellt. Der Belastungssprung, den der Wohnungseigentümer zum Zeitpunkt des Erwerbs hinnehmen muß, wird dadurch geringer, aber er bleibt sehr groß.

... Wichtiger erscheint, daß der Wohneigentumserwerb für viele Haushalte nicht realisierbar ist, weil sie von der inflationsbedingt hohen Liquiditätsbelastung in einer Lebensphase getroffen werden, in der sie durch den Verzicht auf ein zweites Einkommen während der Jahre der Kindererziehung und durch die Kosten, die das Aufziehen von Kindern mit sich bringt, wenig belastbar sind. Vor allem aus diesen Gründen gibt es bei Familien mit niedrigem Einkommen einen dringenden Bedarf, die hohe Anfangsbelastung zu strecken und ihre Liquiditätssituation der eines Mieterhaushalts anzunähern. Damit die Belastungsfähigkeit solcher Haushalte, auf die die Modellrechnungen zugeschnitten sind, nicht überschätzt wird, sind sehr vorsichtige Annahmen hinsichtlich der Zunahme der Nettoeinkommen getroffen worden. Der typischerweise überdurchschnittliche Anstieg des Einkommens im mittleren Abschnitt eines Erwerbslebens wurde gar nicht berücksichtigt.

Amerika kündigt Index-Anleihen an*)

ctg. FRANKFURT, 26. Juli. Der amerikanische Finanzminister, Robert Rubin, hat erklärt, die amerikanische Regierung wolle möglichst noch in diesem Jahr indexierte Staatsanleihen an den Markt bringen. Die neuen Schuldtitel sollen helfen, die geringe Sparquote in den Vereinigten, Staaten zu erhöhen. Zugleich wolle man so die Refinanzierungskosten für den Staat senken, hieß es zur Begründung. Konkrete Angaben zur Ausgestaltung der Anleihen, etwa über die Laufzeit, den Kupon oder den Preisindex, wurden von der amerikanischen Regierung noch nicht gemacht

Indexierte Staatsanleihen sind öffentliche Schuldtitel, deren Verzinsung an einen offiziellen Preisindex gebunden ist. Damit wird das Inflationsrisiko von den Inhabern der Schuldtitel auf die Steuerzahler überwälzt. Dies gilt selbstverständlich nur dann, wenn unterstellt wird, daß die Rückzahlung aus Steuermitteln erfolgt. Befürworter von indexierten Staatsanleihen – zu ihnen zählen der Präsident der amerikanischen Notenbank, Alan Greenspan, und der Ökonom und Nobelpreisträger Milton Friedman - führen drei ihrer Meinung nach wesentliche Vorteile ins Feld. Zum einen böten indexierte Schuldtitel neben der erstklassigen Bonität des Schuldners besonders risikoscheuen Investoren zusätzlich die Möglichkeit, das Inflationsrisiko auszuschalten. So entstünde ein Mechanismus, wie die Gesellschaft eines Landes - repräsentiert durch die Steuerzahler - zumindest einigen Bürgern - zum Beispiel Rentnern - ein völlig risikofreies Einkommen garantieren könne.

Zum anderen hätte die Regierung dann ein ureigenes Interesse daran, die Inflationsrate so gering wie möglich zu halten, da sich Zins und Tilgung ihrer Schulden im Einklang mit der Teuerungsrate erhöhen. Bei Anleihen, die nominal verzinst werden, kann der Staat seine reale Belastung durch Toleranz einer höheren Inflationsrate verringern – auf Kosten seiner Gläubiger. Insofern erhöhe die Koppelung an die Inflationsrate den Anreiz für eine Regierung, die Teuerung unter Kontrolle zu halten

Schließlich erhalte die Notenbank ein zusätzliches Maß, das die Erwartungen des Marktes über die zukünftige Inflationsentwicklung widerspiegle. Die Rendite von Anleihen mit nominaler Verzinsung enthält immer eine Prämie für das Inflationsrisiko. Diese Prämie entfällt bei Anleihen, die an einen Preisindex gekoppelt sind. Durch einen Vergleich der Renditen bei gleicher Laufzeit können deshalb Rückschlüsse auf die Einschätzung des Marktes über die erwartete Preissteigerung gezogen werden. Der Notenbank kann dies helfen, die Glaubwürdigkeit ihrer Stabilitätspolitik zu bewerten.

Die Idee, Schuldtitel an einen Index zu binden, ist nicht neu: Der amerikanische Bundesstaat Massachusetts begab im Jahr 1780 vor dem Hintergrund kriegsbedingt hoher Inflation Anleihen, deren Nennwert und Zins nicht an einen nominalen Geldbetrag geknüpft waren, sondern an die Preise von 5 Scheffeln Mais, 68 4/7 Pfund Rindfleisch, 10 Pfund Schafwolle und 16 Pfund Leder. Derzeit gibt es eine Reihe von Ländern, die einen Teil ihrer Staatsschuld in Form von indexierten Anleihen emittieren, darunter Kanada, Schweden und Neuseeland. In Großbritannien haben diese Anleihen einen Anteil von 15 Prozent an den gesamten marktfähigen Schulden. 1994 hatte der Markt für inde-

^{*)} aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 27. Juli 1996

xierte Anleihen dort ein Volumen von 57 Milliarden Dollar bei durchschnittlichen Tagesumsätzen von mehr als 250 Millionen Dollar. In Israel sind sogar 86 Prozent aller Schuldtitel in Form von indexierten Anleihen emittiert worden. Bei den verwendeten Indizes handelt es sich um Verbraucher- oder Großhandelspreise.

Die Indexierung von Anleihen ist nicht unumstritten. Kritiker warnen, sie würde die Inflation eher beschleunigen als sie eindämmen. Denn alle, die sich durch den Kauf dieser Anleihen gegen Inflationsrisiken versichern, hätten kein originäres Interesse an stabilen Preisen mehr. Andere machen auf mögliche Folgen für die Aktienmärkte aufmerksam. Garantierte Kaufkraft unter Vermeidung der Risiken schwankender Börsenkurse könnte viele jüngere Investoren anlocken, die auf der Suche nach einer geeigneten privaten Altersvorsorge seien. Dieses Kapital fehle dann am Aktienmarkt.

In Deutschland ist die Indexierung nach Paragraph 3 des Währungsgesetzes an die Zustimmung der Deutschen Bundesbank gebunden, die diese aber nach eigener Auskunft nicht erteilt. Die Genehmigungspraxis der Bundesbank erstreckt sich auf die Prüfung, ob Geldwertsicherungsklauseln eine gefährliche Auswirkung auf die Beschleunigung des Preisauftriebs haben können. Dies sei bei index gesicherten Anleihen der Fall, heißt es. Eine massenhafte Ausweitung gefährde die Währungsordnung und die Abwicklung des Geld- und Kapitalverkehrs. Die Indexierung von Verträgen verstieße gegen das Prinzip des Nominalismus. Es besagt, daß sich die Höhe betragsgemäß festgelegter Zahlungsverbindlichkeiten nicht deshalb ändern darf, weil der Preis oder Wert einzelner Güter oder Leistungen steigt oder sinkt. Das heißt: Bei Geldschulden soll der Nennwert, nicht die Kaufkraft des Geldes maßgeblich sein.

Die Mitwirkenden dieses Heftes:

Fritz Andres
Dhaunerstraße 180, 55606 Kirn

Dr. Gerhardus Lang Klinge 10, 73087 Bad Boll

Dr. Lothar Vogel
Bauschweg 7, 70188 Stuttgart



Seminar für freiheitliche Ordnung e.V.

Badstraße 35, 73087 Bad Boll, Telefon (07164) 3573

Produktivitätsfortschritt bei gesättigten Märkten – wo liegt die Zukunft der Arbeit?

Tagung

vom 1.–3. November 1996 im Seminargebäude in Bad Boll

Der Produktivitätsfortschritt ist der Hebel, der bei gleichem Arbeitseinsatz zu einer ständigen Vermehrung der bestehenden Produktion oder aber, bei ausreichender Innovation, zur zusätzlichen Herstellung neuer Produkte, in jedem Falle also zu Wachstum führt. Ist der Weg des Wachstums versperrt, weil z.B. die vermehrte Produktion schon bekannter Güter allmählich zur Marktsättigung führt und die Innovation nicht ausreicht, um die dadurch frei werdenden Kapazitäten zu binden, dann muß der Produktivitätsfortschritt notwendigerweise zur Freisetzung von Arbeit führen, also zu Arbeitszeitverkürzung für alle oder zu dauernder Arbeitslosigkeit für einen Teil der Bevölkerung.

Hier stellen sich drei Fragen:

- 1. Gibt es das Phänomen der Sättigung außer bei einzelnen Produkten auch für den Verbrauch allgemein?
- 2. Warum findet die Freisetzung der Arbeit überwiegend in der Form der Arbeitslosigkeit für einige anstelle der Arbeitszeitverkürzung für alle statt?
- 3. Gibt es jenseits der Erstellung vermehrter, verbesserter und neuer Produkte und kommerzieller Dienstleistungen Felder sinnvoller Betätigung, die die freigesetzte Arbeit aufnehmen könnten? Welche sind dies und was sind die Voraussetzungen dafür, daß sie Beschäftigung bieten?

Diese Fragen sollen in den Referaten und Aussprachen der Tagung behandelt werden.

Freitag, den 1. November 1996

16.30 Uhr Öffnung des Tagungsbüros
17.00 Uhr Begrüßung, Vorstellung des Seminars, Einführung in das Tagungs-

thema

20.00 Uhr Die Entwicklung der Beschäftigung in der Landwirtschaft, im

produzierenden Gewerbe und im Dienstleistungsbereich seit 1800

mit einem Blick in die Zukunft – Jobst v. Heynitz, München

Samstag, den 2. November 1996

9.00 Uhr Marktsättigungsgrade bei elektronischen Gebrauchsgütern –

Dr. Manfred Berger, Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Ifo-In-

stitut für Wirtschaftsforschung e.V., München

10.15 Uhr Zunehmende Marktsättigung – eine Herausforderung für die Wirt-

schaftspolitik? – Dr. Otfried Hatzold, Wissenschaftlicher Mitarbeiter i. R. beim ifo-Institut für Wirtschaftsforschung e. V., Mün-

chen

11.30 Uhr Diskussion der Vorträge

12.30 Uhr Mittagessen in benachbarten Gasthäusern

14.30 Uhr Kaffee im Tagungsraum

15.00 Uhr Fortsetzung der Aussprache

16.00 Uhr Der Sektor nicht-kommerzieller Dienstleistungen – Chancen zu

seiner beschäftigungspolitischen Erschließung? –

Jobst v. Heynitz, München

17.00 Uhr Pause

17.30 Uhr Diskussion und weiterführendes Gespräch zum Vortrag

18.30 Uhr Abendessen in benachbarten Gasthäusern

20.00 Uhr Ökologische Landwirtschaft und Landschaftspflege – ein Beitrag

zur Kultur und zur Beschäftigung? - Dr. Richard Storhas, Sach-

verständiger für ökologische Landwirtschaft, Steinbach

20.45 Uhr Diskussion zum Vortrag

Sonntag, den 3. November 1996

9.00 Uhr Das Gelübde der Armut – Zur Einkommenshöhe im Bereich der

Kultur – Eckhard Behrens, Heidelberg

10.00 Uhr Pause

10.30 Uhr Ergebnisse der Tagung – Podiumsdiskussion unter den Referenten

und allgemeine Aussprache

12.00 Uhr Tagungsende

Tagungsleitung: Fritz Andres, Kirn und

Jobst von Heynitz, München



Walter Dielhenn geb. am 3. 5. 1922, gest. am 6. 5. 1996

Mit dem Hinscheiden von Walter Dielhenn hat uns wieder ein Freund der ersten Stunde der Begründung des Seminars für freiheitliche Ordnung der Kultur, des Staates und der Wirtschaft verlassen. Diether Vogel hatte in Bad Kreuznach seinen ersten Arbeitskreis um sein umfangreiches Werk seiner »freiheitlichen Ordnung« gebildet, dem Walter Dielhenn als Mitgestalter und Leser angehörte. Besondere Höhepunkte waren damals die großen pädagogischen Sommertagungen in Stuttgart, denen dann schon bald die Herrschinger sozialwissenschaftlichen Tagungen folgten. Walter Dielhenn gehörte mit zu den Organisatoren dieser Tagungen. Hier sei nur an die Tag für Tag von Walter Dielhenn geschriebenen Programmtafeln erinnert. Dielhenns Stärke lag weniger im Theoretischen. So setzte er seine Kräfte mehr und mehr im handwerklich-künstlerischen Bereich der Waldorfschulbewegung ein, wo er über seine eigene Schule hinaus (Nürnberg) für den Werkunterricht – bis in berufsvorbereitende Bereiche für die Schüler – vorbildliches leistete.

Seinem Angedenken sei unser fortwirkender Dank gewidmet.

Für das Seminar für freiheitliche Ordnung e.V. Dr. Lothar Vogel Vierteljahresschrift »Fragen der Freiheit« Herausgeber: Seminar für freiheitliche Ordnung e. V. Begründet durch Diether Vogel †, Heinz-Hartmut Vogel †, Lothar Vogel

Die Autoren tragen die Verantwortung für ihre Beiträge selbst.

Nachdruck, auch auszugsweise, mit Genehmigung des Herausgebers.

Gesamtinhaltsverzeichnis der in »Fragen der Freiheit« erschienenen Beiträge kann für die Hefte 1–200 im Heft 200 für 10,– DM und für die Hefte 201–237 unentgeltlich bezogen werden.

Redaktion: Fritz Andres % Seminar für freiheitliche Ordnung e.V.

Bezug: Seminar für freiheitliche Ordnung e. V.,

D-73087 Boll, Badstr. 35, Telefon (07164) 3573

Preis: Jahresabonnement DM 50,—, sfr. 40,—, ö. S. 350,—

Jahresabonnement für Schüler, Studenten und Auszubilden-

de: DM 30,—, sfr 25,—, ö. S. 220,—

(einschließlich Versandkosten)

Einzelhefte: DM 10,— sfr. 8,—, ö. S. 70,— (zuzügl. Versandkosten)

Wer die steuerlich als gemeinnützig anerkannte Arbeit des Seminars für freiheitliche Ordnung e. V. als *förderndes Mitglied* mit einem Mindestbeitrag von DM 125,—(sfr. 100,—/ ö. S. 900) pro Jahr unterstützt, wird über die Arbeitsergebnisse durch die regelmäßige, *unentgeltliche* Lieferung der »Fragen der Freiheit« informiert.

Sammelmappen: jeweils für 1 Jahr DM 10,—, srf. 8,—, ö. S. 70, zuzügl. Versandkosten. Abonnement möglich

Bank: Kreissparkasse Göppingen Nr. 20011 (BLZ 610 500 00) Raiffeisenbank Boll Nr. 482 999 004 (BLZ 600 697 66)

Postbank: Frankfurt am Main 261404-602 (BLZ 50010060)

Schweiz: Postscheckamt Bern 30-30 731/9

Umschlags- aus Bettina Brand, Das Irische Hochkreuz:

motiv: Ahenny-Kilelispeen, Nord-Kreuz, Ostseite, Detail

Motto: F. W. J. Schelling Clara – ein Gespräch

ISSN 0015-928 X

Satz: Satzstudio Späth GmbH, 73102 Birenbach Druck: Druckerei Müller, 73102 Birenbach

Printed in Germany